



Berlin, den 15. September 1902.

Posen.

Zwei Einzüge hat die vorige Woche gebracht. In zwei preussischen Städten sind Häuser und Straßen gepußt und Menschenspaliere gebildet worden. Der Kaiser ist mit seiner Frau und mit großem Gefolge nach Posen und Frankfurt gereist und, ehe er hoch zu Ross durch die Thore ritt, von den auf dem Pflaster harrenden Kommunalhäuptern in feierlich tönender Rede begrüßt worden. So will es die neue Sitte; ist ihr genügt, dann darf man von einem „Einzug“ reden und braucht nicht zu fragen, was denn geschehen solle, wenn einmal ein Sieger, ein Ender der Noth durch die steinernen Pforten deutscher Städte zieht. Von Frankfurt an der Oder ist nur zu melden, daß die Lords Roberts und Hamilton, die der Kaiser eingeladen hatte, den Paradedrill der preussischen Truppen gelobt haben sollen. Mehr ist von Posen zu berichten. Seit der marienburger Rede waren die Herbsttage, die Wilhelm der Zweite im alten Poznan verleben wollte, in Spannung, von Manchen auch in Angst erwartet worden. Die harten Worte, die der Kaiser im Ordenschloß Konrads von Thierberg über „sarmatische Frechheit“ sprach, hatten nicht nur die zum preussischen Staatsverband gehörenden Polen gekränkt, sondern in der ganzen Slavenwelt die nationale Leidenschaft entbunden. Der czechische Abgeordnete Klossac schimpfte im wiener Reichsrath. Herr von Jaworski, ein alter, glatter Höfling und Führer der galizischen Polen, legte im Ausschuss der österreichischen Delegation die Würde des Vorsitzenden nieder, um nicht zum Lobredner des deutsch-österreichischen Bündnisses werden zu müssen, das der Schlacht Galiziens plötzlich nicht mehr rühmendwerth schien. Ins prager Amtsblatt wurde ein Steckbrief gegen den Deutschen Kaiser geschmug-

gelt, dessen heftige Rede auch der Minister Graf Goluchowski, ein Pole, recht unfreundlich kritisiert haben soll. Bald nach diesen Vorgängen fühlte Fürst Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, Deutschlands Vertreter am Habsburgerhof, sich so unwohl, daß er einen dreimonatigen Urlaub erbitten mußte und in den Zeitungen von seinem Rücktritt gesprochen wurde. Sogar über die russische Grenze drangen schrille Stimmen an unser Ohr. Nichts, sagt Turgenjew irgendwo, ist so mächtig und zugleich so ohnmächtig wie ein Wort; die Wahrheit des Sages war wieder an der Wirkung des Wortes zu erkennen, daß im Schloß der Deutschen Ritter rascher Zorn auf die Lippe getrieben hatte: es konnte den Deutschen nicht nützen, den Polen nicht schaden, aber es klang den Slaven wie die Ansage eines Rassenkrieges. Was würde nun in Posen geschehen? Die polnischen Provinziallandtagsabgeordneten erklärten, sie seien durch die Schroffheit der marienburger Rede gezwungen, den geplanten Festen fern zu bleiben. Dem Oberpräsidenten, der diese unerfreuliche Botschaft nach Berlin bringen mußte, wurde, wie die Presse berichtete, vom König vorgeworfen, er habe „es so weit kommen lassen“. Wir lasen von einem Massenaufgebot der Polizeimannschaft, von Vorsichtsmaßregeln, die an Zarenreisen erinnerten. Neun Jahre vorher hatte der Kaiser zu dem Abgeordneten von Koscielski gesagt: „Ich danke Ihnen und Ihren Vandsleuten für Ihre Treue zu mir und meinem Hause; sie sei ein Vorbild für Alle.“ Jetzt hatte der selbe Monarch die Deutschen zum Kampf gegen sarmatische Frechheit aufgerufen. Freiwillig würde kein Pole die Feste mitmachen. Und wie sollte Posen aussehen, wenn alle Polen grollend in dunklen, ungeputzten Häusern saßen? . . . Die Noth war groß. Doch wo kluge Kräfte sinnvoll walten, da kann sich ein Gebild gestalten. Glanz, der nur dreimal vierundzwanzig Stunden zu dauern braucht, ist mit konzentrirtem Firniß selbst dem porösesten Holz anzupoliren. Ein einzelner Mann, Gregor Alexandrowitsch Potemkin, hat in der Krim einst Schwereres vollbracht. Polnische Menschen sind nicht zu haben, — gut: dann muß man dem König jubelnde Deutsche zeigen. Die Polenhäuser werden schmucklos und finster bleiben, — gut: dann muß man sie hinter Guirlanden und Fahnen dem Auge des Königs verbergen. Die zu einem pomphaften Schauspiel nöthige Ausstattung, kostbares Geräth, Sabeln, Teppiche, läßt man, nebst einer stattlichen Komparfenschaar in Feiertagskleidern, aus Berlin kommen. Auf diesem Wege war das Ziel doch am Ende noch zu erreichen. Es wurde erreicht. In allen Zeitungen stand: „Die posener Kaisertage sind überaus glänzend verlaufen.“

In dreißig Jahren war an der Bogdankamündung nicht solche Pracht

erschaut worden wie in diesen drei Tagen. Aus der ganzen Provinz waren die Truppentheile herangezogen und durch Nachbarcontingente verstärkt worden. Ein buntes Gewimmel von Prinzen, Fürsten, Grafen, Edelleuten und Würdenträgern jeglichen Ranges. Parade, Zapfenstreich, Denkmalsenthüllung, Museumsweihe, Diners, Einzug und Auszug: von früh bis spät konnte die Schaulust sich weiden. Die Bürger waren aufgefordert worden, ihre Häuser zu illuminiren; die Stadtverwaltung hatte an Gasflämmchen und farbigem Licht nicht gespart und, wo der Wille der Hausbesitzer gut, die Vermögenskraft aber schwach war, selbst die Ausschmückung der Privathäuser übernommen. Feenhaft, sagten die Reporter. Hinter Laubgewinden und Flaggenmasten verschwanden die düsteren Polenburgen. Der Kaiser hatte ein Geschenk mitgebracht: die Nachricht, auf seinen Befehl sei das linke Wartheufer von den Beschränkungen befreit, die das Rahongesetz den vom Festungsgürtel umschnürten Stadtvierteln aufbürdet. Nie, sagte Vinde vor vierunddreißig Jahren im preussischen Landtag, „hatten unsere Regenten die Gewohnheit, den Provinzen ein cadeau zu geben, um sich dadurch ihre gute Stimmung zu erwerben.“ Das wollte auch der Kaiser natürlich nicht; und dennoch wars nicht Zufall, daß er selbst gerade jetzt den Posenern die frohe Botschaft kündete, die den lange verhaltenen Drang, einmal aus voller Kehle Hurra zu schreien, übrigens kaum noch steigern konnte. Die Kriegervereine waren aufmarschirt, die Dorfschulzen herbeigeholt, ein Kinderheer — die Schulen blieben drei Tage geschlossen — wälzte sich durch die Hauptstraßen und den Patrioteneifer der Erwachsenen schürte der löbliche Ehrgeiz, den Polen zu zeigen, daß es auch ohne sie ging. Den Entwurf zu dem Friedrichsdenkmal, das enthüllt wurde, hatte der Kaiser korrigirt. Auf der Plafette, die ihm die Stadt als Kenion gab, fand er, über einem wunderschönen Tortenvers, den von ihm gezeichneten Michael. Er hatte zu entscheiden, in welchem Stil das alte Rathhaus restaurirt werden solle. Auch die bei solchem Anlaß im neuen Deutschland unvermeidliche Phrasologie fehlte nicht; und daß man in einer armen Stadt selbst die billigsten Reime nicht unbenutzt umkommen läßt, verdient Anerkennung eher als Spott. Was zu machen war, wurde gemacht. Wo der Repräsentant des Reiches zu sehen war, umheulte ihn lauter Jubel. Wohin sein Blick schweifte: überall fand er Zeichen behaglichen Wohlstandes, vielfach eines üppigen Luxus. Ein dichtes Gedräng gut genährter, gut gekleideter deutscher Menschen, denen die Zufriedenheit aus hellen Augen bligt. Hier soll das deutsche Volksthum bedroht, zurückgeworfen, die wirthschaftliche Vormacht den Polen gesichert sein? Das ist die Stadt, von der uns

seit Jahren erzählt wird, sie brauche staatliche Hilfe, um sich in der Slavenbrandung zu halten? Der kühlste Festbetrachter hätte es nicht geglaubt. Der Kaiser, lasen wir denn auch, habe „sich ganz entzückt über die Fülle erfreulicher Eindrücke geäußert“. Schon am ersten Tage gab er seine Freude über das veränderte Stadtbild Ausdruck und fügte, in dem frohen Gefühl, auf gesichertem, reichlich gedüngtem Kulturboden zu stehen, den seitdem oft citirten Satz hinzu: „Was diese Stadt und dieses Land sind, verdanken sie der Arbeit der preussischen Könige.“ Jetzt erweise er der Stadt wieder „eine große Wohlthat“. Nach der Beseitigung des Rayongesetzes „werden die bösen alten Stadttheile verschwinden und binnen Kurzem sich Straßen und Häuserquartiere erheben, die auch den Armeren ein besseres Dasein ermöglichen“. Und am dritten Tag sagte er: „Wir befinden uns hier in einer treuen deutschen Stadt“. Daß die Stadt Posen noch immer viel mehr polnisch als deutsch ist, daß nicht die Aufhebung des Rayongesetzes, sondern nur eine wesentliche Stärkung der ostmärkischen Produktion das Massenelend der Höhlenbewohner zu lindern vermag, konnte während der Festtage das schärfste Auge nicht merken. Kein Schimmer fahlen Alltagslichtes fiel in die illuminierte Stadt. Die Polen sind diesmal schuldlos; sie haben ihr Empfinden nicht feig verborgen. Nur die durch die Amtspflicht Gezwungenen trugen das Feierkleid. Die polnischen Stadtverordneten kamen nicht zum Provinzialdiner. Viele Polen hatten Einlaßkarten zu den Straßentribünen gekauft, waren dann aber zu Hause geblieben; die leeren Reihen sollten dem einziehenden König zeigen, daß die Hälfte der Bevölkerung nicht mitfeiern mochte. Umsonst. Auf einen Wink der Behörde füllten die Reihen sich; Deutsche setzten sich auf die von Polen bezahlten Plätze und lachten des vereitelten Mühens, das schöne Schauspiel zu stören. Nirgends eine Lücke, nirgends ein Mißklang. Wirklich: „Die posener Kaisertage sind überaus glänzend verlaufen.“

Leider leuchtet der Glanz nicht über den Warthebezirk hinaus; und auch in anderen Gegenden wohnen noch Menschen. Die haben nun gehört, daß neunzig Jahre nach der vierten Theilung Polens der König von Preußen in Posen einzieht wie in eine eben eroberte Stadt der landfremde Sieger, dem die Volksmehrheit den Gruß versagt und dessen Leben nur in einem Schutzpallier gesichert scheint. Rußland, Oesterreich sogar ist mit seinen Polen fertig geworden; in Preußen demonstrieren sie gegen den Vertreter der Dynastie. Kann über solche Wirklichkeit ein Flammengaukelspiel hinwegtäuschen? Haben die Beamten dem König gelobt, ihm Schaustücke vorzuführen, oder, ihm Wahrheit zu geben, die Wahrheit wenigstens, die er nützen kann? Sie

meinen es auf ihre Weise gewiß gut, sind vielleicht auf ihren Regisseurerfolg noch sehr stolz. Wenn sie aber nicht blind sind, müssen sie nachgerade doch die Folgen der illuminirten Politik sehen, die in Deutschland jedes schlichte Gefühl verwirrt, brauchbare Kräfte lähmt, dem Reich, dem Volk Enttäuschungen und Demüthigungen bereitet. Hätte man dem Kaiser die Stadt Posen ungeputzt gezeigt, dann hätte er gefragt: Wie kommt es, daß die Polen, die in Böhmen, in Frankreich unter unseren Fahnen gefochten haben, denen Bismarck, trotz seiner Antipathie, „glänzende Tapferkeit“, „Hingebung an das preussische Vaterland“, „Anhänglichkeit an die Krone Preußen“ nachgesagt hat und deren Treue ich vor ein paar Jahren als Vorbild empfahl, mir jetzt sogar das äußere Zeichen der Ehrerbietung weigern? Dann mußte ein furchtloser Mann vortreten und sprechen: Man hat die Leute unklug behandelt und über ihr Trachten Euer Majestät unrichtig informirt. Die Wiener Kongreßakte hatte ihnen „nationale Institutionen“ zugesichert, Euer Majestät Abnherr ihnen 1815 zugerufen: „Ihr werdet meiner Monarchie einverleibt, ohne Eure Rationalität verleugnen zu dürfen.“ Jetzt hat man, statt die Deutschen zu stärken, die Polen zu Deutschen zu machen versucht und, da dieser Plan scheiterte, sie dem König als undotmäßig, als freche Empörer geschildert. Und nun hat das solcher Saat entkeimte fränkende Wort die tiefe Verstimmung geschaffen. „Ueberaus glänzend“ wären die Kaisertage dann wohl nicht verlaufen; aber sie hätten Klarheit gebracht, die dem Auge nützlicher ist als Glanz, vielleicht eine Verständigung, sicher eine Entscheidung. Was bleibt jetzt als Ertrag des großen Aufwandes? Das bunte Licht ist erloschen, die Bühne abgeräumt, der alte Jammer, der alte Hader geht weiter. Und die selben Beamten, die Wochen lang, Monate lang, Tag und Nacht mit der Inszenirung des Manöverfestes beschäftigt waren, werden wieder vor die Aufgabe gestellt, ihre Volksgenossen gegen die wachsende Wirthschaftskraft der jungen polnischen Bourgeoisie und gegen die Menschenfluth der polnischen proles zu schützen. Erreicht haben sie mit dem Spektakel nur, daß auf ihre Hilferufe künftig die anderen Provinzen antworten werden: Ihr seid reich genug, um mit Eurer Feste Glanz uns zu überstrahlen, stark genug, um, wenn Ihr nur wollt, das Poznan der Jagellonen für eine treue deutsche Stadt gelten zu lassen; auch uns drücken Sorgen, auch wir haben schon slavische Enklaven, polnische Arbeiterheere, die sich, wie in allen Zeiten und Zonen jedes Proletariat, schneller vermehren als die Oberschicht; eigene Noth bürdet uns schwere Arbeit auf und Keiner hilft uns: helfst auch Ihr drum Euch selbst!

... Nach Posen hatte der Kaiser auch russische Offiziere geladen.

Niemand hatte von dieser Einladung abgerathen, Niemand gesagt, die Zeiten Paskewitschs und Murawiew's seien vorbei, Moskowiter und Polen durch die panslawische Idee, mehr noch durch den gemeinsamen Germanenhaß einander näher gerückt; auch sei nur zu wünschen, daß kein fremdes Auge die tiefe Zerklüftung der Grenzprovinz sehe. Die Gäste aus Osten kamen; an ihrer Spitze der Generalgouverneur von Warschau. Sie zogen ins polnische Hotel, das auffallendste der unge schmückten, unbeleuchteten Häuser, gaben auf französische Fragen polnische Antworten und schienen den Verkehr mit der Szlachta jedem anderen vorzuziehen. Der Kaiser begrüßte sie, noch ehe er der deutschen Truppen gedachte, „von Herzen“, sprach seine Freude über ihr Kommen aus und forderte alle beim Festmahl Versammelten auf, mit ihm „auf das Wohl des obersten Kriegsherrn der mit uns in treuer Waffenbrüderschaft verbundenen Armee zu trinken.“ Kein Wort der Erwiderung. Kein Gruß, kein Dank vom Hause Romanow. Das erste Echo kam aus Paris. Waffenbrüderschaft? Am Sedantag spricht der Kaiser von treuer Waffenbrüderschaft, die Rußlands und Deutschlands Heere verbände? Sind wir von den Russen gefoppt, zwischen den nations amies et alliés die Drähte vor Resval zerschnitten worden? Noch einmal sprach, am nächsten Tage, der Kaiser öffentlich zu den Russen. „Mit Stolz“ trage er die russische Uniform; der Besuch der Offiziere sei „ein Beweis der alten Waffenbrüderschaft, welche seit einem Jahrhundert unsere Heere mit einander verbindet. Daß sie noch lebend ist, mögen zwei Thatfachen erläutern. Am Tage Ihrer Ankunft habe ich das Rahongesetz für Posen aufgehoben, wodurch eine friedliche Entwicklung der alten Festungsstadt ermöglicht werden wird. Zum Anderen habe ich die Ehre, heut zum ersten Mal vor den Offizieren meiner beiden russischen Regimenter die Schnüre anlegen zu können, welche Seine Majestät der Kaiser Nikolaus mit mir als Zeichen unserer persönlichen Freundschaft ausgetauscht hat. Sie sollen, nach den eigenen Worten Ihres Allerhöchsten Herrn, ein Glied in der festen Kette darstellen, welche uns Beide in treuer Freundschaft umschlingt.“ Wieder blieb Alles still; in Posen, in Peterhof. Erst als die Russen, deren Führer den höchsten preussischen Orden erhielt, abgereist waren, fing die russische Presse zu reden an. Die vom Kaiser zweimal erwähnte Waffenbrüderschaft bestehe nicht „seit einem Jahrhundert“, sondern gehöre einer Epoche an, von der uns fast ein ganzes Jahrhundert trennt. Gerade am Sedantage gedenke man in Rußland nur des mit Frankreich geschlossenen Bündnisses, das dem Deutschen Reich die Uebermacht entrißen habe. Die Erinnerung an die deutsch-russische Waffenbrüderschaft sei nur als eine

„oratorische Wendung“ zu betrachten, die der durch die feindselige Haltung der Polen gedämpften Festlust höheren Schwung geben sollte. Posen bleibe ja Festung und die Aufhebung des Rayongesetzes sei für die politischen Beziehungen der beiden Nachbarreiche völlig belanglos. Als die Franzosen sich trotzdem noch unruhig zeigten, wurde von den russischen Offizieren erklärt, der Deutsche Kaiser habe im realen Hafen den dringenden Wunsch ausgesprochen, seine beiden russischen Regimenter bei der Parade in Posen vertreten zu sehen; diesen Wunsch mußte der Zar erfüllen, aber er habe der Reise seiner Offiziere „weder politische noch militärische Bedeutung beigelegt“ ... Die Empfindlichkeit scheint der Deutsche sich im Lauf der Zeit abgewöhnt zu haben. Vielleicht aber darf er fragen, ob solche Vorgänge möglich geworden wären, wenn dem Kaiser die politische Lage so dargestellt würde, wie sie ist.

Posen ist eine Etape. Ganz so weit waren wir bisher noch nicht. Gewiß: Alles wird bald wieder frisch zurechtgebügelt sein und wir werden hören, daß die Russen unsere intimsten Freunde, die Polen versöhnt, die Franzosen von altem Haß geheilt sind und Briten und Amerikaner ungeduldig der Stunde harren, da unter deutscher Hegemonie der große Bund der germanischen Stämme die Welt zu theilen beginnt. Noch jedesmal haben wir, nach einer hänglichen Pause, gehört. Nach dem Kanalfest, wo russische und französische Seeoffiziere in Tafelreden den Tag herbeiriefen, der ihre Flotten wieder im tiefer Hafen vereint sähe, nicht zur Schau dann aber, sondern zum Kampf. Nach dem diplomatischen Intermezzo, das der Ernennung des deutschen Oberbefehlshabers für China folgte. Nach jedem neuen Versuch, neue Liebe zu werben. Nur glaubt beinahe schon kein Mensch mehr den Beschwichtigern. Bei der nächsten Ausstellung eines Erfolges der dekorativen Politik wird man von Ost und West uns entgegenrufen: Posen! Die Gäste kommen, die Gäste gehen. Jeder nimmt einen Orden mit, Keiner bringt den Deutschen nützliche Gabe. Die der Regierung zugängliche Presse hat den Auftrag, morgens und abends zu beweisen, daß auf dem Erdenrund alle Völker zärtlich halb und halb neidisch auf das Deutsche Reich blicken, dem Alles gelingt, dessen Macht von Jahr zu Jahr wächst, das bald Sonnenaufgänge von heute noch ungeahnter Herrlichkeit sehen wird. Das wird geschrieben, gesetzt, gedruckt. Was thut, daß England inzwischen Afrika erobert hat, daß die Vereinigten Staaten Europas Zwergwirtschaft ins Foch zwingen und sich schon zu der fetten Mahlzeit rüsten, die in Südamerika brodelt? Der Kanzler wird, wenn Zeit ist, schon sagen, wie Alles kam. Einstweilen steht ja in der Zeitung: „Die beiden ersten Manövertage sind überaus glänzend verlaufen.“



Weib.

„Du hast mir gelogen.“

„Es ist möglich.“

„Warum hast Du es gethan?“

Sie lehnte sich in den Stuhl zurück und sah ihn an.

„Um keine Unannehmlichkeiten zu haben.“

„Warum leugnest Du denn jetzt nicht?“

„Ich dachte, Du hättest Gewißheit.“

„Würdest Du sonst wieder gelogen haben?“

„Ja.“

Er beugte sich vornüber und hielt ihren Blick fest in dem seinen.

„Ist er Dein Geliebter gewesen?“

„Nein.“

„Ich kann ja nicht wissen, ob Du die Wahrheit sagst.“

„Nein, Das kannst Du nicht.“

„Ich halte das Leben so nicht aus.“

„Dann wollen wir auseinander gehen.“

„Fühlst Du denn keinen Funken von Liebe zu mir.“

„Ich liebe Dich.“

„Du liebst mich? Warum gingst Du denn zu ihm?“

„Du warst ja auf Reisen.“

„Und nun ist es vorbei, ganz vorbei?“

„Du bist ja hier.“

„Ich hatte mich auf Dich verlassen.“

„Warum hast Du Das gethan?“

„Ich reiste so sorglos.“

„Warum thatest Du Das?“

„Hast Du kein Herz?“

Sie lachte ihr leisestes Gelächter. „Ich glaube, es ist eher zu groß.“

„Du bist kein Mensch.“

„Ich bin so, wie ich bin.“

„Du“ — er lag auf den Knien vor ihrem Stuhl —: „ich liebe Dich.“

Sie sah nur halb sein Gesicht durch das Dunkel und nahm es zwischen ihre Hände. „Ich liebe Dich“, flüsterte sie.

Sie sahen lange ruhig, dann stand er auf und ging in seine Stube.

Er spielte.

Sie lauschte; er spielte zu ihr hin. Es gingen Wellen von Schmerzen in ihr, von heißer, trauriger Liebe. Die Thränen liefen ihr über die Wangen. Wüthlich schlug sie die Augen ganz auf und lauschte schwer.

Von der Straße her drang eine Melodie, eine dünne, lustige Melodie aus einem Veierkasten. Ihr und ihres Geliebten frohester Walzer.

Die Töne hier oben und dort unten schnitten in einander.

Da begriff sie all des Lebens Jauchzen. Sie stand auf, hob ihr Kleid und tanzte für sich selbst in dem dunklen Zimmer.

Sexuelle Zwischenstufen.

Seit einer Reihe von Jahren ist in Deutschland und in anderen Kulturländern besonders von Ärzten ein Gebiet bearbeitet worden, das lange genug theils aus Unkenntniß, theils aus Pruderie vernachlässigt wurde und dessen Erforschung auch heute noch bei Vielen, zumal bei Denen, die die Sittlichkeit gepachtet haben, Anstoß erregt: das Gebiet des krankhaften Geschlechtstriebes. Besonders durch Krafft-Ebing's Arbeiten wurde es uns in einer Weise erschlossen, die man noch vor wenigen Jahrzehnten für unmöglich gehalten hätte. Die Aufmerksamkeit zahlreicher Ärzte wurde durch die gleichgeschlechtliche Liebe erregt, die wegen ihrer juristischen und medizinischen, pädagogischen und sozialen Beziehungen die größte Bedeutung hat. In mehr als einem mir bekannten Fall hat die Liebe verheiratheter Frauen zu anderen weiblichen Personen zu Ehescheidungen geführt. Es zeigte sich, daß vieler Menschen Gefühl dem normalen völlig konträr ist, daß es Männer giebt, deren Liebesempfindungen nicht auf das Weib, sondern auf den Mann gerichtet sind, und Frauen, die sich geschlechtlich zum Weibe hingezogen fühlen. Man nennt diese Leute gleichgeschlechtlich oder homosexuell im Gegensatz zu den andersgeschlechtlichen oder heterosexuellen. Die entsprechenden Seelenzustände nennt man dann Homosexualität und Heterosexualität.

Die Beurtheilung vieler die Homosexualität betreffenden Fragen ist noch streitig. Immer noch herrscht Streit über die Frage, ob die gleichgeschlechtliche Liebe angeboren oder erworben sei. Die Erörterungen hierüber sind aber nicht frei von Rigovertändnissen, die zum Theil durch ungenaue Begriffsbestimmungen hervorgerufen werden. Das zeigt sich schon in dem Wort „angeboren“. Angeboren ist nur, was im Augenblick der Geburt vorhanden ist, also Auge, Nase u. s. w.; nicht angeboren ist, was sich erst später entwickelt, also die Zähne, der Bart des Mannes. Da nun weder der normale noch der abnorme Geschlechtstrieb bei der Geburt bestehen, vielmehr erst später, bei den meisten Menschen in der Zeit der beginnenden Mannbarkeit, auftreten, so ist es falsch, von einem angeborenen Geschlechtstrieb zu sprechen. Angeboren kann nur die Anlage zum Geschlechtstrieb sein, dieser selbst kann, wenn man durchaus ein einzelnes Wort brauchen will, nur als eingeboren bezeichnet werden. Es wäre gut, wenn diese Begriffe auch von wissenschaftlichen Forschern strenger unterschieden würden. Während Krafft-Ebing von Anfang an den Standpunkt vertrat, daß in einem Theil der Fälle die Anlage zur Gleichgeschlechtlichkeit angeboren, in einem anderen Theil erworben sei, hat später eine starke Strömung die angeborene Anlage geleugnet und für alle Fälle eine erworbene Gleichgeschlechtlichkeit angenommen. Das hängt offenbar mit den Bestrebungen der modernen Psychologie zusammen,

die sich von den früheren Anschauungen der angeborenen Vorstellungen möglichst frei zu machen strebt. Ihr ist es sympathischer, möglichst viel als erworben aufzufassen. Ich halte es, wie ich bereits im ersten Band meines Buches „Untersuchungen über die Libido sexualis“ gesagt habe, für unnötig, heute über die Frage der eingeborenen oder erworbenen Homosexualität zu streiten, wenn nicht vorher die Frage erörtert wird, was beim normalen Geschlechtstrieb angeboren ist. Wer die Möglichkeit, daß der gleichgeschlechtliche Trieb eingeboren sei, bestreitet, weil es keine angeborenen Vorstellungen gebe, Der muß auch bestreiten, daß der heterosexuelle Trieb eingeboren sei. Er darf nicht anerkennen, daß der normale Mann zum Trieb zum Weibe, das normale Weib zum Trieb zum Manne von Geburt an disponiert ist; er muß vielmehr annehmen, daß Alles, was den Mann zum Weibe, das Weib zum Manne geschlechtlich führt, ein Produkt der Erziehung, der Nachahmung sei. Die Unannehmbarkeit dieser Auffassung glaube ich in meinem Buch erwiesen zu haben. Die Beobachtungen aus der Thierwelt und viele andere Erwägungen, die ich dort eingehend begründete, lassen solche Annahme nicht zu. Das männliche Thier sucht sich das weibliche zur Begattung aus, ohne daß es dazu angeleitet wird. Wir müssen für höhere Thiere und den Menschen eine eingeborene heterosexuelle Disposition des Geschlechtstriebes voraussetzen. Wenn ich aber annehme, daß normaliter der heterosexuelle Trieb eingeboren ist, so steht vom Standpunkt der Psychologie aus nichts im Wege, auch die Möglichkeit, daß bei Einzelnen der homosexuelle Trieb eingeboren sei, anzunehmen. Diese Möglichkeit darf nicht mehr mit der Behauptung zurückgewiesen werden, angeborene Vorstellungen gebe es nicht. Beim normalen Geschlechtstrieb ist nicht angeboren die Vorstellung des anderen Geschlechtes, aber eingeboren ist dem normalen Mann die Fähigkeit, auf die Reize des anderen Geschlechtes sexuell zu reagiren. Das ist etwas ganz Anderes als die Annahme der angeborenen Vorstellung; auch bei den Instinkthandlungen der Thiere brauche ich keine angeborene Vorstellung anzunehmen.

Ich bin weiter der Meinung, daß es gar nicht möglich ist, in der scharfen Weise, wie es Einzelne versuchen, beim Geschlechtstrieb immer das Eingeborene vom Erworbenen zu trennen. Eine eingeborene Disposition kann durch bestimmte Einflüsse im Leben bekämpft und ausgeschaltet werden. Ein kleines Beispiel. Es giebt Familien, in denen die Zähne die Tendenz haben, eine schiefe Richtung einzunehmen, so daß die oberen und unteren Schneidezähne einen abnormen, nach hinten offenen Winkel bilden. Wenn man diese Wachssthumstendenz durch einen dauernden Druck bekämpft, der durch einen entsprechenden Apparat ausgeübt wird, dann wird man sie oft verhindern und den Zähnen eine normale Richtung geben können. Wie hier mit einem Körperteil, so liegt es auch mit psychischen Eigenschaften. Man

darf annehmen, daß auch eingeborene psychische Dispositionen durch entgegenstehende Einflüsse an der Entwicklung gehindert werden. Ist es doch sogar in vielen Fällen gelungen, Raubthiere, die in der Freiheit geboren wurden, zu zähmen, besonders, wenn man zeitig genug die Dressur anfing. Und Keiner wird doch bestreiten wollen, daß die Wildheit und Grausamkeit eine eingeborene Disposition vieler Raubthiere ist. Auch eingeborene Talente werden oft dadurch unterdrückt, daß man ihnen keine Gelegenheit zur Entfaltung giebt. Wer möglichst Alles auf erworbene Eigenschaften zurückführt und die Macht der eingeborenen Disposition leugnet, müßte schließlich annehmen, daß ein junger Hund oder ein junger Affe, wenn man sie nur richtig erzieht, zum großen Gelehrten werden können. Denn wie es hier zwischen den eingeborenen Anlagen des Hundes und denen des Menschen gewaltige Unterschiede giebt, so auch zwischen denen der Menschen selbst. Ich will die Frage hier nicht zu weit ausdehnen, sondern nur nochmals betonen, daß die Annahme, der homosexuelle Trieb müsse erworben sein, durch eine moderne allgemeine, deshalb aber nicht nothwendiger Weise richtige Strömung der Psychologie gefördert wird.

Hinzu kommen dann noch allerlei soziale, legislatorische und forensische Gründe, die diese Annahme Vielen sympathischer erscheinen lassen. Der Paragraph 175 des Reichsstrafgesetzbuches bedroht mit Gefängnißstrafe die widernatürliche Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechtes. Und diese Bestrafung wird manchmal dadurch mitbegründet, daß man die Homosexualität als etwas Erworbenes hinstellt. Man will damit die Homosexualität als eine selbstverschuldete charakterisiren und dadurch die Strafbarkeit annehmbarer machen. Doch ist dieser Standpunkt in mehrfacher Hinsicht verkehrt. Die Homosexualität könnte erworben sein, ohne daß eine Verschuldung in dem Sinn, wie sie viele unserer Juristen für das Strafgesetzbuch nöthig zu haben glauben, vorhanden ist. Man denke an den Knaben, der künstlich von jedem Zusammensein mit weiblichen Personen abgeschnitten wird und dessen Geschlechtstrieb dadurch nach der Ansicht Einzelner auf das gleiche Geschlecht hingelenkt werden kann. Niemand wird doch eine dauernde Homosexualität, die hieraus entsteht, als eine selbstverschuldete betrachten. Man verwechselt allzu oft Männer, die durch ein müßes, zügelloses Leben zu ihrer Homosexualität gekommen sein sollen, und Andere, bei denen eine zufällige Gelegenheit ohne ihre Schuld die Homosexualität entwickelt haben soll. Aber die Annahme, daß die Homosexualität selbstverschuldet ist, würde für die Strafbarkeit belanglos bleiben. Sonst könnte ich mit dem selben Recht behaupten, daß Leute mit angeborenem Blödsinn straffrei, Leute, die an erworbenem Blödsinn leiden, bei gleichen kriminellen Handlungen strafbar sein müßten. Trotzdem soll nicht bestritten werden, daß Manches für die

Bestrafung des homosexuellen Verkehrs zu sprechen scheint. Nur glaube ich: wenn man das Pro und Contra abwägt, muß man doch das Recht des Individuums hoch genug halten, um den Ausschlag zu geben gegenüber den zum großen Theil nur theoretisch konstruirten Gefahren, die aus der Straffreiheit hervorgehen könnten. Ich habe mich schon früher auf den Standpunkt gestellt, daß der Paragraph 175, weil er ganz willkürlich bestimmte sexuelle Handlungen unter Strafe stellt, unberechtigt ist. Den Versuch aber, jede sexuelle Handlung, die der Fortpflanzung nicht dient, zu strafen, müßte ich für wenigstens logisch begründet halten. So lange allerlei perverse Akte zwischen Mann und Weib straflos sind, so lange Frauen unter einander homosexuell verkehren können, nur gewisse homosexuelle Akte zwischen Männern mit Strafe bedroht werden und Masturbation straflos ist, — so lange hat der Staat billiger Weise kein Recht, den Paragraphen 175 aufrecht zu erhalten.

Um dessen Aufhebung herbeizuführen, ist nun seit mehreren Jahren eine lebhafteste Agitation entwickelt worden. Sie wird besonders von einem Komitee geleitet, das sich als wissenschaftlich-humanitäres Komitee bezeichnet. Die Agitation hat auch zur Absendung einer Petition an den Reichstag geführt. Freilich haben diese Bestrebungen noch andere Zwecke; insbesondere wollen sie die soziale Achtung, die dem Homosexuellen heute zu Theil wird, beseitigen. Das Komitee hofft, sein Ziel durch aufklärende Schriften erreichen zu können. In erster Linie kommt hier das seit mehreren Jahren erscheinende „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“ in Betracht, dessen vierter Band kürzlich erschienen ist. Der Umfang der Bände hat dauernd zugenommen. Während der erste nur 280 Seiten hatte, hat der vierte deren 980. Wenn auch in den vier Bänden vieles Ninderwerthige erschienen ist, ja, Manches den Charakter des Klatsches trägt, so sind darin doch auch werthvolle wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht worden. Unter den Autoren nenne ich Krafft-Ebing, Karisch, Neugebauer, Merzbach, Ludwig von Scheffler, Gustav Jäger, Gaulke, Magnus Hirschfeld, Fuchs. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Arbeiten anderer Autoren werthlos seien. Vieles ist auch anonym erschienen. Auf den Inhalt einiger Arbeiten möchte ich noch hinweisen.

Neugebauer hat das Scheinzwitterthum zu seinem speziellen Forschungsgebiet gemacht, jenen Zustand, wo die Geschlechtsdrüsen männlich oder weiblich entwickelt sind, während die äußeren Genitalien oder auch andere Körpertheile mehr oder weniger sich dem entgegengesetzten Geschlecht nähern. Das wahre Zwitterthum, bei dem zugleich männliche und weibliche Geschlechtsdrüsen vorhanden sind, kommt ja beim Menschen — wenn überhaupt, so doch — äußerst selten vor. In dem vierten Bande hat Neugebauer, der schon im zweiten mehrere Fälle von Scheinzwitterthum beschrieben hatte, eine reiche Kasuistik über das Scheinzwitterthum, theils aus seiner eigenen Erfahrung, theils aus

der Anderer, die er einer Sammlung von 820 Fällen entnimmt, besprochen. Er hat die Fälle in mehrere Gruppen getheilt, je nach dem besonderen Interesse, das sie in forensischer, pathologischer oder sozialer Hinsicht gewähren. Wie groß dieses Interesse ist, ergibt sich daraus, daß in einer ganzen Reihe von Fällen in Folge irrthümlicher Geschlechtsbestimmung Frauen mit Frauen und Männer mit Männern verheirathet waren. In anderen Fällen wurde noch rechtzeitig der nach der Geburt begangene Irrthum bemerkt und durch die richtige Geschlechtsbestimmung einer Mißhehe vorgebeugt.

Auf einem anderen Gebiete bewegen sich die Arbeiten von Karsch. Er hat im zweiten Band Fälle aus der Literatur zusammengestellt, wo sich weibliche Thiere mit weiblichen und männliche mit männlichen begatteten. Ich selbst habe in den „Untersuchungen über die Libido sexualis“ eine Reihe von Fällen dieser Art veröffentlicht; ein Theil davon war mir durch die Güte des Herrn Dr. Seig, Direktors des frankfurter Zoologischen Gartens, zugänglich gemacht worden. Homosexuelle Akte findet man bei Säugethieren, Vögeln, Fischen, Insekten, Spinnenthieren. Einen äußerst interessanten Fall hat später Stephanik, der erste Vorsitzende des Vereins für deutsche Schäferhunde, veröffentlicht. Es handelt sich um eine deutsche Schäferhündin, die das ganze Jahr sexuell sehr erregt ist, sich aber sonst ganz wie ein Råde benimmt, insbesondere auch Bespringbewegungen macht. Nur wenn sich die Hündin tragend fühlt, mag sie von ihren lesbischen Freundinnen nichts mehr wissen. Im dritten Band hat Karsch dann die Homosexualität bei den Naturvölkern untersucht. Wir haben zwar von den verschiedensten Schriftstellern hierüber Mittheilungen erhalten; doch dürfte die Zusammenstellung von Karsch die vollständigste sein, die auf diesem Gebiet existirt. Er kommt zu dem Schluß, daß ohne Ausnahme alle Naturvölker Personen aufweisen, die nicht den Beruf fühlen, die Rolle zu spielen, die durch die Natur ihrer Genitalorgane ihnen auferlegt zu sein scheint, während eine gewisse Anzahl dieser Individuen vielmehr dazu neigt, die Rolle des anderen, ihm äußerlich entgegengesetzten Geschlechtes, sei es in einigen, sei es in allen Beziehungen zu übernehmen. Solche Personen findet man sowohl bei den negerartigen Völkern wie bei den Malaien, bei den Indiern wie bei den Artifiern. Im vierten Bande bringt Sugewo Zwawa Material über die Päderastie in Japan.

Einen großen Raum nehmen in den Jahrbüchern die Ausführungen über das geschlechtliche Empfinden historischer oder anderer hervorragenden Persönlichkeiten ein. Während noch vor einigen Jahren bei vielen Homosexuellen eine Art Manie bestand, bei allen möglichen großen Leuten Züge aufzufinden, aus denen sie künstlich deren homosexuelle Natur herzuleiten versuchten, ist dieses Gebiet besonders in dem Jahrbuch objektiver und kritischer bearbeitet worden. Das ist um so nothwendiger, als es auch heute

nach einzelne Homosexuelle giebt, die die Homosexualität als einen notwendigen Wesenszug eines großen Mannes zu betrachten scheinen. Man soll sich vor Uebertreibungen hüten und darf nicht Jeden als homosexuell betrachten, der einmal Arm in Arm mit einem anderen Manne gegangen ist, noch jede Frau, die einer anderen Frau einmal einen Kuß gegeben hat. Als ein Muster von Fleiß und wissenschaftlicher Forschung auf diesem Gebiet sind hier wiederum die Arbeiten Karschs zu betrachten. Behandelt sind hauptsächlich der Reformator Theodor Beza und der berühmte Geschichtschreiber Johann von Müller, über den Karsch ein so großes Material zusammenstellt, daß an der Homosexualität Müllers kaum ein Zweifel bleibt. Im vierten Bande bearbeitet ein anderer Autor, Römer, die homosexuelle Natur Heinrichs des Dritten von Frankreich, die uns zwar schon bekannt war, von Römer aber ausführlicher behandelt wird als meines Wissens bisher irgendwo.

Mehrere Arbeiten behandeln die Stellung der Religion, des Christenthumes und der Bibel zur Bestrafung und Achtung der Homosexualität. Die Verfechter der Strafbarkeit stützen sich mit Vorliebe auf die Bibel. Ich habe schon in meinem Buche „Die konträre Sexualempfindung“ gesagt, daß die Bibel nicht die Grundlage einer Gesetzgebung über die geschlechtlichen Verhältnisse sein darf. Mag man die Bibel ethisch und religiös noch so hoch stellen: mit Schlußfolgerungen für unsere Gesetzgebung muß man vorsichtig sein. Man darf nicht vergessen, daß viele in der Bibel enthaltene Verbote nur für bestimmte Verhältnisse erlassen und berechtigt waren. Wer diesen Standpunkt nicht einnimmt, könnte mit der Bibel auch die Polygamie vertheidigen; die Mormonen suchen tatsächlich die Vielweiberei durch die Bibel zu begründen. In dem vierten Bande des Jahrbuches hat nun ein katholischer Geistlicher unternommen, die Stellung der Bibel zur Homosexualität zu beleuchten. Er kommt dabei zu dem Resultat: abgesehen davon, daß die Bibel nicht als Grundlage moderner naturwissenschaftlichen Anschauungen gelten dürfe, beruhe die Annahme, der homosexuelle Verkehr sei in der Bibel ganz besonders geächtet gewesen, auf einem Irrthum. Ich halte durchaus nicht Alles, was der Verfasser sagt, für einwandfrei oder bewiesen; zum Beispiel nicht seine Behauptung, daß nur bestimmte Formen des Geschlechtsverkehrs unter Männern in der Bibel verboten gewesen seien. Ueberzeugend aber wirkt er, wo er feststellt, daß der homosexuelle Verkehr in der Bibel nicht in höherem Grade geächtet wurde als viele andere Handlungen, die trotzdem heute das Strafgesetz nicht verbietet. Mit Beziehung auf die Worte der Bibel: Wenn ein Mann beim Manne schläft, so sei Das ein Gräucl und Beide sollten des Todes sterben, weist der Verfasser nach, daß das Wort Gräucl auch für viel mildere Dinge gebraucht wurde, zum Beispiel für Hoffahrt und Stolz; ferner wurde männliche Kleidung des

Weibes und der fleischliche Umgang mit dem Weibe zur Zeit der monatlichen Reinigung als Gräucl bezeichnet. Auch die Bedrohung mit Todesstrafe habe im alten Testament nicht so viel zu bedeuten, da mit dem Tode auch Der bedroht wird, der Myrrhensaft nimmt, um sich an dem Geruch zu erfreuen. Sehr interessant ist die Feststellung, daß der oft in der Juristensprache und auch sonst mitunter gebrauchte Ausdruck Sodomie falsch hergeleitet werde. Sodom sei nicht zu Grunde gegangen, weil dort gleichgeschlechtlicher Verkehr stattfand, sondern aus zahlreichen anderen Gründen. Besonders konnte das Verlangen der Einwohner von Sodom, Loth solle ihnen die zwei Männer herauschicken, damit sie sie erkennen, nicht die Ursache des Unterganges der Stadt sein, da diese Forderung erst gestellt wurde, nachdem der Untergang Sodoms angekündigt war. Auch seien an anderen Stellen der Bibel die Gründe angegeben, weshalb Sodom unterging, von männlichem Verkehr aber dabei nicht die Rede. Und endlich sei wichtig, daß zur selben Zeit mehrere andere Städte zerstört wurden, von denen nirgends berichtet wird, in ihren Mauern habe die Homosexualität geherrscht.

Besonders angenehm berührt die sachliche Art, womit die Einwände der Gegner bekämpft werden. Kein Schimpfen, wie man es manchmal selbst in sogenannten wissenschaftlichen Zeitschriften findet. Ob die Gegner durch Entrüstungskomödie, aufrichtige Meinungsäußerung oder mangelhafte Kenntniß der Frage zum Widerspruch reizen: stets, selbst wenn ein scharfer Ton angeschlagen wird, bleibt die Entgegnung sachlich. Jedem, der die Bewegung zur Aufhebung des Paragraph 175 fördern will, kann nur geraten werden, auf dem beschrittenen Wege fortzufahren. Den Homosexuellen wird manchmal, auch von Wohlmeinenden, der Vorwurf gemacht, sie agitirten zu viel. Was aber sollen sie thun? Wenn sie nicht agitiren, erreichen sie ihr Ziel niemals. Sie hätten dann höchstens noch einen anderen Weg: sie müßten suchen, nach Art eines rücksichtslosen Feldherrn oder Politikers über einen Berg von Leichen ans Ziel zu kommen. Sie brauchten nur die Namen von Männern öffentlich zu nennen, deren Homosexualität notorisch und jeden Augenblick zu beweisen ist. Sicher würde dann Mancher, der die Homosexualität aus tiefster Seele verabscheut, der aber Homosexuellen, ohne deren geschlechtliche Neigung zu kennen, nah steht, über die Enthüllung erstaunt sein. Mancher hohe Beamte, mancher einflußreiche Politiker würde sich schließlich verwundert sagen: „Ich glaubte stets, die Homosexuellen seien das elendeste Pack der Welt, nun höre ich aber, daß mein Neffe, mein Sohn, mein Freund gleichgeschlechtlich verkehren. Und er ist doch ein so braver, ausgezeichnete Mensch. Wenn er auch so ist, dann muß man doch anders über die Sache denken.“ Dieser Standpunkt wäre rücksichtslos und schlöße Existenzen würden dabei sozial vernichtet werden. Einflußreiche Personen

aber würden dadurch unmittelbar für die Sache interessiert und ein schneller Erfolg wäre mehr als wahrscheinlich. Trotzdem wäre solches Vorgehen entschieden zu tadeln. Ich erinnere an diesen Weg nur, weil man den Homosexuellen, die ihn nicht beschreiten, nicht verwehren soll, sachlich zu agitiren.

Ihre Agitation hat ja auch schon zu wesentlichen Erfolgen geführt. Selbst Männer, für die früher die ganze Frage ein *noli me tangere* war, haben für nöthig gefunden, sich Material zu verschaffen und sich über die Homosexualität zu orientiren. Und auch aus den Gegenschriften geht hervor, daß jetzt doch wenigstens darüber gestritten wird, wie es mit der Nothwendigkeit des § 175 und mit der sozialen Stellung der Homosexualität beschaffen ist. Mit Recht kann allerdings gegen manche Schriften, die für die Aufhebung des § 175 eintreten, der Vorwurf erhoben werden, daß sie nicht wissenschaftlich seien und wissenschaftlich nicht fundirte Behauptungen aufstellen. Aber auch Manches, was Vertreter der Wissenschaft zu Gunsten der Aufrechterhaltung des § 175, zu Gunsten der Annahme, daß die Homosexualität erworben und selbstverschuldet sei, anführen, steht weit unter dem Durchschnitt feuillettöner Leistungen. Eine der wenigen Gegenschriften, der ich einen wissenschaftlichen Charakter zuerkenne, wenn ich auch ihre Behauptungen und die Schlußfolgerungen zum Theil für falsch halte, ist die von Wachenfeld. Er spricht gegen die Straffreiheit des homosexuellen Geschlechtsverkehrs und versucht, die von mir zu Gunsten der Straffreiheit angeführten Gründe zu widerlegen. Gelingen ist ihm nicht. Immerhin ist bemerkenswerth, daß auch er keineswegs bedingungslos für die Bestrafung des homosexuellen Verkehrs eintritt. Er macht vielmehr einen Unterschied zwischen Homosexuellen, die homosexuell verkehren, und Normalen, die homosexuell verkehren. Nur die zuletzt Genannten will er bestrafen. Wachenfeld will aber das Problem nicht durch Aufhebung des § 175 lösen — den er allerdings aus anderen Gründen etwas geändert haben möchte —, sondern zur Strafausschließung einen anderen Paragraphen des Strafgesetzbuches für den homosexuellen Verkehr anwenden, wenn dieser aus der ganzen homosexuellen Natur des Individuums folgt. Wachenfeld nimmt nämlich in diesen Fällen an, daß ein Zustand krankhafter Geistesstörung vorliegt und daß durch ihn die freie Willensbestimmung ausgeschlossen ist. Er will also den § 51 zu Gunsten der Straffreiheit benutzen. Ich habe mich immer auf den Standpunkt gestellt und thue es auch heute noch, daß ein Ausschluß der freien Willensbestimmung, wie ihn der § 51 fordert, bei der Homosexualität nur in den seltensten Fällen begründet werden kann.

Wenn man auch, was die Straffreiheit betrifft, die Forderungen der Homosexuellen später erfüllen wird, so wird man sich doch gegen übertriebene Ansprüche wenden müssen. Daß die Agitation einzelner Homosexuellen oft

weit über das Ziel hinausschießt, kann nicht geleugnet werden. Man kann für die Aufhebung des § 175 eintreten, ohne deshalb die Homosexualität als einen begehrenswerthen Zustand zu bezeichnen. Sie ist vielmehr ein krankhafter Zustand und nicht anders zu beurtheilen als alle Mißbildungen, mögen sie angeboren oder erworben sein. Wir haben für solche Zustände den allgemeinen Ausdruck „krankhaft“ oder „pathologisch“ und brauchen damit noch nicht zu behaupten, daß das Individuum krank im gewöhnlichen Sinn des Wortes sei, da eben die Ausdrücke „krankhaft“ und „pathologisch“ viel mehr umfassen. Zu den krankhaften Erscheinungen rechne ich unter allen Umständen die ausgeprägte Homosexualität. Wo ein solches Mißverhältniß zwischen Körperbildung und seelischer Verfassung besteht, haben wir einen pathologischen Zustand vor uns. Damit steht auch nicht im Widerspruch, daß die Homosexualität ihren Zweck haben könnte, da sie die Fortpflanzung degenerierter Personen verhindert. Denn mit dem selben Recht könnten wir behaupten, daß die Idiotie nicht pathologisch sei, weil sie nach Annahme einzelner Forscher oft einen Naturheilungsprozeß darstellt. Auch die Idiotie führt zur Fortpflanzungsunfähigkeit und von Manchen wird angenommen, daß die Natur auf diesem Wege einen Stamm aussterben lassen will, der so weit degenerirt ist, daß die Fortpflanzung keinen Nutzen mehr bringen kann. Weil die Homosexualität an sich eine krankhafte Erscheinung ist, muß man aber auch das Individuum als berechtigt zur Herstellung normaler Gefühle ansehen. Wenn einzelne Homosexuelle die Umwandlung der Homosexualität grundsätzlich bekämpfen, so sollten diese Herren einen einseitigen Standpunkt, den sie oft ihren Gegnern vorwerfen, doch nicht selbst einnehmen. Auch der Umstand, daß bei Vielen die Homosexualität nicht geändert werden kann, spricht nicht dagegen, daß man im konkreten Fall den Versuch mache. Wenn Homosexuelle diesen oder jenen Fall anführen, wo die Umwandlung nicht geglückt sei, so beweisen sie damit nichts gegen die Möglichkeit in anderen Fällen. Erfahrene Aerzte werden mir beistimmen, wenn ich sage, daß es viele Fälle giebt, wo die Umwandlung der Homosexualität in Heterosexualität gelungen ist. Wenn sonst erfahrene Homosexuelle davon nichts wissen, so sollten sie nicht vergessen, daß sie von der Existenz vieler Homosexuellen keine Ahnung haben, da es eine große Zahl Homosexueller giebt, die nur dem Arzt ihre wahre geschlechtliche Natur offenbaren.

Es ist erfreulich, daß auch in diesen Fragen das Jahrbuch verschiedene Meinungen aussprechen läßt. Nur so kann das dunkle Gebiet aufgehellt werden. Jedenfalls ist das Jahrbuch zu einem Werk geworden, das Jeder, der sich mit den Fragen der Homosexualität beschäftigt, nicht nur kennen, sondern auch eingehend studiren muß.

Dr. Albert Röll.



Höhenwahn.

Man hatte tapfer im Klub herumgestritten. Schließlich führten nur noch Drei das Wort: ein Naturforscher, ein Jurist und ein Dichter. Aber schon hatte man die Sphären der Diskussion, der Polemik, Dialektik und Sachlichkeit verlassen. Jeder zog sich mehr und mehr auf sich zurück; nur Stolz und Verachtung prägte sich im Auge, auf den Lippen, im Jucken des Nasenflügels aus. Warum streiten mit Bananen, die viel zu tief unter Einem stehen? Am Ende gab Jeder nur noch zischende Laute von sich, die etwa bedeuten sollten: mit einem einzigen Worte könnte ich Dich vernichten und begraben. Du ahnst ja gar nicht, wie unendlich ich über Dir stehe. Mit Blinden soll man nicht über Farben reden. Das Höhenbewußtsein trat immer deutlicher auf das Gesicht. Der Größenwahn sprang leibhaftig, unheimlich, finster, vernichtend, aus den Augen hervor. Und es hatte den Anschein, als ob drei Uebergeschwappte sich um ihre Vernunft stritten.

Diese drei Streiter boten gewissermaßen einen ganzen Abriß des Größenwahnes, jener scheinbar so modernen Krankheit, die es, nur unter anderen Formen, in den selben drei Grundgestalten zu allen Zeiten gab. Nur die pathologischen Begleiterscheinungen sind verschieden. Was wir heute im medizinischen Sinn Größenwahn nennen, hängt mit der Gesamterkrankung unseres Nervensystems durch das ausreibende moderne Leben zusammen. Seine psychologischen Voraussetzungen aber sind überall die selben, mindestens in jedem entwickelten Kulturzeitalter.

Der Größenwahn ist der ins Ungeheure und Lächerliche verfliegene Stolz, der in dem einen Falle der Ausfluß der Zeit, im anderen des Berufes und im dritten des Persönlichkeitsgefühl ist. Nur mit dem Unterschiede: während dieser sich selbst preisgibt, wurzelt der zweite in einem Standesbewußtsein, das aber mit der Ueberhebung jedes anderen Standes zusammenstößt; der erste hingegen ist das Triumphgefühl einer ganzen Epoche und findet seine Korrektur erst durch die folgende Generation.

Am Besten gekannt und folglich am Wenigsten gefährlich ist der individuelle Größenwahn. Jedes Witblatt macht ihn zum Gaudium aller Philister. Er ist insbesondere den Künstlern eigen. Fast Keiner ist von ihm frei. Die Vorsichtigeren und Klügeren äußern ihn nur nicht; mindestens lassen sie ihn nicht drucken. Die Meisten verrathen ihn nur am Bertisch den Freunden in Augenblicken des Rausches und Manche behalten ihn ganz

bei sich. Verühmt und berüchtigt ist besonders der der Dichter, weil er durch die Literatur verewigt und auch Denen erkennbar wird, die seinen Ausdruck in der Kunst selbst nicht ahnen oder begreifen. Man kennt die Ausdrücke eines ungeheuer gespannten Selbstbewußtseins bei Dante, Wagner, Schopenhauer, Heine, Platen, Grabbe, Nießche. „Wenn ich gehe, wer bleibt; und wenn ich bleibe, wer geht?“ „Wir haben eine deutsche Kunst, wenn Sie nur wollen.“ „Gebt mir jedes Jahr dreitausend Thaler und ich will Euch in drei Jahren einen Faust schreiben, daß Ihr die Pestilenz kriegt.“ „Ich habe den Schleier der Wahrheit weiter gelüftet als irgend ein Sterblicher vor mir.“ „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben“ u. s. w.

Viele dieser Selbstheuschätzungen hat die Nachwelt unterschrieben. Wir nehmen also das Wort nur als stolzes Dokument der allgemeinen Kritik. Wenn Heine von sich sagte: „Und nennt man die besten Namen, dann wird auch der meine genannt“, so hat er nur zuerst Das gesagt, was später fast Alle sagten; heute kann man ja gar nicht mehr die besten literarischen Namen nennen... ohne den feinsten an zu nennen... Wer jene Worte von Dante... Nießche,

Nießche als den wahren Ausdruck ihres Werthes nimmt, kann darin nur berechtigtes Selbstbewußtsein, keine Ueberhebung, keinen Wahn sehen. Wenn aber irgend ein Dilettant oder verkommener Poet so redet, ist es natürlich ganz etwas Anderes. Aber nein: Das ist es eben nicht, da Keiner, auch der Genialste nicht, bereits im Momente der Produktion sich und seine Zeit und seine Kunst so weit übersehen kann, daß er gewissermaßen ein kritisches Recht dazu hätte oder ein objektives Urtheil ausspräche. Es ist in allen Fällen nur ein ungeheuer gesteigertes Selbstbewußtsein, das stets dem Schaffenden eigen ist, wie jeder schwangeren Frau und jungen Mutter ein gewisses schwärmerisches Gefühl; ein Selbstbewußtsein, das aus dem Gefühl des Schaffens entspringt, sich aber verschieden äußert. Auch bei den Größten, und gerade bei ihnen, kommt es oft außerordentlich kindisch heraus (zum Beispiel bei Beethoven.) So kompromittiren sich die Mittelmäßigen fast niemals. Die künstlerische Produktion (jede, aber besonders die künstlerische) hebt das Individuum so mächtig über sich, seine Zeit, seine Genossen heraus, daß selbst das lächerlichste Selbstbewußtsein noch hinter dem eigentlichen Selbstgefühl zurückbleibt. Der Werth Dessen, was geschaffen wird, hängt damit nur sehr lose zusammen. Oft prägt sich das künstlerische Bewußtsein in weniger begabten oder in der Entwicklung stecken gebliebenen Künstlern sehr viel stärker aus als in den ganz großen, für die ihre Werke auch Selbstbefreiungen werden. Ein Dichter oder Philosoph, der sein letztes Wort nicht zu sagen vermochte, ist stets stolzer als einer, der es gesagt hat. Eben so wie ein Volk, dem Rede und Preßfreiheit versagt ist, sehr viel leichter in Thaten reagirt als eins, das sich in Worten entladen kann.

Deshalb entwickelt sich der literarische und künstlerische Größenwahn gewaltig in unliterarischen und unkünstlerischen Zeiten und unter banauischen Völkern. Der Größenwahn der Alten beschied sich immerhin noch so weit, daß er mit einer Gottheit, Apoll oder einer Muse theilte, die den Künstler inspirirt hatte. In unserer Zeit, besonders in Deutschland, wo der Künstler schlecht gestellt ist, wirthschaftlich wie gesellschaftlich, sehen wir dann als natürliche Reaktion das Selbstbewußtsein die unglaublichsten Orgien feiern. Da nun die Formen des modernen Ruhmes (Zeitungsklame, Theatererfolg, Claqueurwesen) der Eitelkeit immerwährende Speise- und Trankopfer bereiten, während ihr keine eigentliche Wirksamkeit entgegensteht, kaum ein irgendwie würdiges Leben in der Gesellschaft, so muß sich das Selbstbewußtsein der Künstler sehr schnell zur Verrücktheit, zum Wahn, zum Blödsinn auswachsen. Und gar, wenn der Erfolg ausbleibt. So ohnmächtig und verloren war der Künstler nie wie in der modernen Gesellschaft. Ohne Größenwahn kann er sich kaum noch auf den Beinen halten. Der Eine hat eine so ungeheuerliche Meinung von sich, daß, wenn er in einem Gedicht, wo ein Anderer ein Komma setzen würde, ein Semikolon setzt, er diese Thatsache für bedeutsam genug hält, um an den Beginn einer neuen Epoche der Lyrik zu glauben, und auf's Tiefste den Kritiker verachtet, der Das etwa nicht sofort erkennt. Ein bekannter Schriftsteller sagte mir einmal, er sei seinen Sachen gegenüber, wenn sie fertig sind, sehr kritisch, könne aber nicht die Feder rühren, wenn er nicht beim Schreiben das Bewußtsein habe, etwas ganz Unerhörtes zu schaffen. Ein junger Dichter machte mir einmal die bittersten Vorwürfe, als ich das Werk eines Anderen lobte, das zur selben Zeit wie sein herauskam. „Kennen Sie denn das Buch schon?“ fragte ich ihn ziemlich erstaunt. „Nein.“ „Na, was wollen Sie dann? Da können Sie doch mit mir nicht streiten.“ „Das werden Sie mir nicht einreden“, war die Antwort; „so verschwenderisch ist die Natur nicht.“ Der selbe Dichter — er ist wirklich einer — fragte mich einmal, ob er Aussicht habe, wenn der Erfolg käme, die Hand der Königin von Holland zu erhalten, deren Bild zur Zeit ihrer Thronbesteigung überall zu sehen war und die er verehrte. Noch nicht einmal die Hand einer Kommerzienrathstochter, die schief, lahm und taub ist, antwortete ich ihm. Künstlerische Erfolge, die den Dichter gesellschaftsfähig machen, giebt es heute nicht mehr. Höchstens große Lantienen, die mit der Kunst nichts zu thun haben, es sei denn als Verrath der Kunst. Man muß sehr arm sein, wenn man als Poet noch solche Träume hat. Sehr viel tiefer stehen schon die Künstler, die der Erfolg größenwahnsinnig macht. Besonders komisch wird dieser Wahn, wenn er sich auf erst noch zu machende Werke bezieht und den „Vorschuß-Lorber“ auf noch zu schreibende Jliaden verlangt (Platen). Die Dichter, die nichts thun, aber sich darüber

wundern, daß noch keine Stadt ihr Denkmal vorbereitet, laufen zu Hunderten herum. Ich kenne Einen, der aus Verachtung Polizeispion geworden ist.

Sehr viel heimtückischer als dieser Persönlichkeitwahn, den man natürlich auch unter Politikern und überall findet, besser geschätzt, weniger erkannt, meist respektirt ist der Berufswahn, besonders der Akademiker, Juristen, Beamten. Macht und Unkontrollirbarkeit sind seine besten Stützen. Bei der ungeheuren Zersplitterung der Wissenschaften und der Entwidlung des Spezialistenthumes ist Jeder beinahe unumschränkter Herr auf seinem Gebiete. Jede Klasse wieder hat eine untrügliche Methode, die ihr als die einzige wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens erscheint. Die Satiriker aller Zeiten haben diesen Berufshöhenwahn und die aus ihm entspringenden Karretheien unerbittlich verspottet. Wir hingegen haben einen ganz unbändigen Respekt vor ihm. Was heute Alles für „wissenschaftlich festgestellt“ gilt, nur, weil ein stupender Gelehrter mit einem stupiden Gehirn es beobachtet oder bewiesen haben will, — nachgerade wird es schon zum öffentlichen Behängniß. Und nun erst die Juristen und Beamten! Die Unfehlbarkeit, die dem Papst von Ungläubigen abgestritten wird, nimmt jeder Richter, Sachverständige, Untersuchungsbeamte für sich in Anspruch; wie die Heiligkeit des Staates eben die Heiligkeit der Kirche abgelöst hat. Fließt man der Gelehrten- mit dem Beamtendünkel zusammen, dann entsteht die spezifische Form modernen Hochmuthes. Der Größenwahn wird endemisch, entartet zur Volkskrankheit und darf sich ziemlich uneingeschränkt ausleben. Die einzelne Erscheinung freilich ist meist von kurzer Dauer, wird aber bald von der nächsten abgelöst: der Theologen- vom Schulmeister-, der Militär- vom Juristen-, der Techniker- vom Kapitalistenwahn. Als ob der böse Geist von Strafe zu Strafe zöge, um überall seinen Tribut von Menschlichkeit und Vernunft einzufordern. Die Träume moderner Techniker grenzen ans Irrsinnige und die Handlungen der Kapitalisten scheuen vor keinem Verbrechen mehr zurück. Die Schuld ist aber nicht des Einzelnen, der wohl manchmal als Repräsentant genommen und verkapert wird. Ein Offizier, der den militärischen Staatsstreich nicht mitmachen wollte, ist eben so unmöglich und unhaltbar wie ein Fabrikant oder Bankdirektor, der sich aus Bescheidenheit oder Menschenliebe sträubte, an der wirthschaftlichen Entwicklung theilzunehmen. Da man aber den Größenwahn nie als Gruppen-, sondern immer nur als Einzelerkrankung studirt hat, so kann man diese Erscheinung auch da am Besten erkennen, wo die Persönlichkeit deutlicher als irgend anderswo hervorspringt: auf Königsthronen. Diese Ueberhebung, der Caesarenwahn, bildet ein besonderes Kapitel der Geschichtspsychologie und ist seit Urzeiten der Gegenstand zahlloser Betrachtungen. Daß der Kronreif manches Fürstenghirn versengt hat, ist fast zur stehenden Phrase alter und neuer Poesie ge-

worden. Der Oedipus-Wahn Sinn ist die klassische Formel dafür, Roms Caesaren sind die berühmtesten Beispiele. Sie zeigen am Klarsten, daß es nicht immer an den Menschen und Gehirnen lag, sondern an der Stellung, den Traditionen, wodurch das Familien-, Heroen- und Standesbewußtsein zu jener Entfaltung gebracht wurden, die die Alten Hybris nannten. Sie entspricht dem Größenwahn unserer Zeit, in der Klassen-, Standes- und Staatsbewußtsein, wo sie zusammenfließen, die selbe Gehirnverwirrung schaffen.

Am Meisten leiden heute die Juristen an diesem Wahn. Sie sind im Stande, mit den kleinsten Mitteln die größten Effekte hervorzubringen, mit dem Aufwand einiger Formeln, mit ein paar Untersuchungen und einem geringen Maß von Verstand das Schicksal ganzer Familien zu bestimmen. Das verträgt kein Verstand auf die Dauer. Sie machen Gut und Böse, Schmach und Ehre, sind also in Wahrheit die bürgerlichen Götter. Und solche Wirksamkeit kann nicht ohne Folgen bleiben. Schon aber ist auch diese Sonne im Sinken. Die Kritik ihrer Theorie und Praxis seht von allen Seiten ein. Doch das maßlose Höhenbewußtsein ist schon wieder auf eine andere Klasse übergesprungen: auf die Geldmächte, die die Götter von morgen sein werden.

Der Zeitwahn endlich, der Größenwahn einer ganzen Epoche, hängt mit dem Glauben selbst zusammen. Er stellt das Ueber schnappen einer Zeitidee dar, die sich gestern als Religion, heute als Vernunft, morgen als Politik äußert. Dieser Größenwahn ist deshalb am Schwersten zu studiren, weil er Jedem selbst anhaftet, also auch dem Studirenden, und weil die Zeit gerade die Individuen, die geeignet sind, sie gar zu sehr zu kompromittiren, fallen zu lassen pflegt. Das mildert die Gefährlichkeit dieses Zeitwahn's gegenüber dem Gruppenwahn, der viel eifriger durch die ganze Klasse geschützt wird. Die interessantesten und erkennbarsten Formen nimmt der Zeitwahn in mythologischen und poetischen Gestalten an: in den himmelstürmenden Giganten, in Nimrod, Holofernes, die aus Kraftgefühl größenwahnsinnig wurden, aber eine Zeit repräsentirten, die nichts als die kriegerische Macht am Manne schätzte; in Faust und Don Juan, die den Größenwahn des Forschers und Genüßmenschen bedeuten, Beide gegenüber der von der Kirche repräsentirten sittlichen Macht eine ungeheure Uebertretung darstellen und daher Beide vom Teufel geholt werden. Heute würde man sagen: vom Staatsanwalt gefaßt oder vom Irrenarzt in Anspruch genommen; im modernen Bewußtsein sind ja Zuchthaus und Irrenhaus ungefähr das Selbe, was die Hölle des Mittelalters war.

Da wir unsere eigene Zeit nicht übersehen können, ist es schwer, zu sagen, worin sich unser Zeitwahn eigentlich ausdrückt, ob im Staatsleben oder in der Naturwissenschaft, der Naturwissenschaft oder Philologie, im gefell-

schaftlichen, im Volksgefühl oder in der veränderten Stellung der Geschlechter. Jedenfalls haben wir auf jedem Gebiet spezifische Wahnsinnserscheinungen, zum Beispiel als Geschlechtswahn, der in der Gestalt des dämonischen Weibes in der ganzen modernen Literatur herumspukt; als Bildungswahn, der aber schon längst den Bigblättern verfallen ist, also an Macht verloren hat; nur sind erst jetzt die Verwüstungen zu erkennen, die er angerichtet hat, besonders in der Kunst und Philosophie, die durch den Bildungspöbel auf den Hund gebracht wurden. Namentlich scheint sich der Größenwahn unserer Zeit ganz naturgemäß auf dem Gebiet zu entwickeln, der ihren Stolz bildet, der Naturwissenschaft. Wie bildete sie sonst ihren Stolz? Der Fortschritts- und Entwicklungsglaube sitzt heute so fest wie irgend ein religiöses Dogma alter Zeit. Und schon ist die mythische Gestalt dieses Glaubens, wenn nicht gebildet, so doch projiziert: der Uebermensch, der eben so seine Tragoedie haben muß wie einst Faust und Kain. Denn er ist der am Höchsten verstiegene Gedanke des modernen Geistes, nur muthiger, edler, tragischer. Man wird sehr leicht geneigt sein, ihn als den Ausfluß des Größenwahns anzupreisen, und hat es bequem, weil ja sein Urheber selbst in geistiger Umnachtung gestorben ist. Er ist aber nur das Resultat einer ganzen Gedankenreihe. Der moderne Naturforscher- und Philologen- oder Historikergeist ist, wie der stolzeste, so auch der dünnelhafteste, zumal wenn er nicht mehr forscht (es sei denn in Einzelheiten und Nebensächlichkeiten) und die Weisheit aller Zeiten in der Tasche zu haben scheint. Der Uebermensch ist der Schatten, der über dem Zenith des modernen Geistes zieht.

Immerhin ist der Zeitwahn, namentlich wo er sich in Prachtexemplaren auszuwachsen kann, wie dem ritterlichen Minnesänger Ulrich von Lichtenstein, Don Quixote, in Cagliostro, Nero und Anderen, noch eine großartige Erscheinung. Ziemlich harmlos ist der individuelle Größenwahn der Künstler. Am Gefährlichsten und Gefährlichsten aber ist der Berufshöhenwahn, schon weil er niemals als Geisteskrankheit gilt. In allen Fällen aber hängt er sehr viel mehr mit unserem Volks- und Gesellschaftleben zusammen, als man ahnt. Unserer Zeit ist er so eigen, daß er sich fast am Meisten bei Denen verräth, die ihn bekämpfen oder seinen Wirkungen in mitleidiger Liebe und Werkthätigkeit entgegenarbeiten. Aber das Mitleid selbst ist eine Ueberhebung und der Altruismus ist sogar nur die raffinirteste Form des Höhenwahnes.

Leo Berg.



Philosophie des Pöbels.*)

Die Philosophie des Pöbels ist eine Geheimwissenschaft. Daher der Mangel an Lehrbüchern.

Metaphysik.

Time is money.

Uns ist die Existenz eines Wesens, das am ersten Januar einen Strohhut trägt, wunderbarer als die eines Wesens, das unendlich, allwissend und allgütig ist.

Es ist nicht gut, daß sich der Mensch auch nur einen Augenblick unbeobachtet glaubt; immer denke er: was würde ein Anderer zu Dem sagen, was Du jetzt thust? Ein solches ewiges Publikum ist dem Gläubigen sein Gott.

Wenn alle Menschen in den Himmel kämen, gäbe es keine Seligkeit.

Kosmologie.

Was wir unter „Welt“ verstehen, zeigt sich, wenn wir von Einem fagen: Er zieht sich von der Welt zurück.

Teleologisches Problem.

Weshalb hat Gott den Fischen die Gräten gegeben, die man ja doch nicht essen kann?

Ein Toter ist ein Soldat, dessen Leichenbegängniß stattgefunden hat.

Psychologie.

Traurigkeit ist ein Zeichen der Geldverlegenheit.

Kinder und Narren reden die Wahrheit.

Der Einfluß des Gedruckten ist zwar groß in unwesentlichen Dingen, wie Kunstansichten und Weltanschauung; selten jedoch dürfte ein Buch die Veranlassung eines Wohnungswechsels gewesen sein.

Es soll Leute geben, die das Seelenheil ihres Nachbarn für wichtiger halten als den Zustand ihres eigenen Regenschirmes.

Ein Gedanke ist Das, was man drucken läßt.

Daß wir vor anderer Leute Thür kehren: Das ist das Geheimniß unseres Glückes.

Ästhetik.

Leben

Ein Streben

Nach Ehren

Und Luft.

*) Ein paar Proben aus dem Band „Aphorismen“, der nächstens im Verlag von Schuster & Voelfler in Berlin erscheinen wird.

Dichten
Ein Schweben
Im Leeren
Und Duft.

Kunst geht nach Brot.

Die Quintessenz aller Aesthetik ist doch die Forderung der Abwechslung. Alles Andere kommt in zweiter Linie.

Wir freuen uns nicht auf die Sphärenmusik. Sie wird uns keinen Genuß bereiten; denn sie kostet kein Entree.

Der Amateur spricht.

Mir ist eine schlechte Oper lieber als ein guter Braten.

Was Dir am Herzen liegt,
Sollst Deinem Freunde nur vertraun.
Drum rede über Kunst,
Sprichst Du mit Fremden oder Frau.

Ein Talent ist Das, womit man Geld verdient.

Die höchste Instanz ist uns das Urtheil künftiger Jahrhunderte. Ist es doch natürlich wichtiger, zu wissen, ob Einer betrügerischen Bankrott machen wird, als, ob er ein Betrüger ist.

Kunst ist der Sport der Weiber.

Ethik.

Wenn es doch nur möglich wäre, schweinisch zu leben, ohne ein Schwein zu sein!

Eine Schlechtigkeit ist Das, was schlecht für mich ist.

Nenne Deine Gewohnheiten Pflicht: und Du bist ein gemachter Mann.

Schlägt Dich Einer auf die linke Wange, so halte ihm die rechte hin und gib im Geiste beide Ohrfeigen kräftig zurück.

Sind Deine Begierden irgendwo schwach, so freue Dich Dessen: Du hast eine Tugend mehr.

Ein guter Mensch ist ein solcher, der den Armen Etwas giebt, wenn er ein großes Geschäft abgeschlossen hat.

Es ist nicht recht, ein Mädchen zu verführen, wenn man unmittelbar vor einem Examen steht.

Daß wir gegenüber Thieren keine Pflichten haben, ist darin begründet, daß sie nichts besitzen; einen Hund, dem testamentarisch ein gewisses Ein kommen zugesichert ist, wird Jeder respektiven.

Ein ordentlicher Kerl schließt sich nie aus.

München.

Paul Nikolaus Cosmann.

Selbstanzeigen.

Die Komödie der Sinne. Vier Frauenschicksale. Hermann Seemann
Nachfolger, Leipzig, 1902.

Das psychische Leben des Weibes ist der Grundton dieser Arbeiten; der Gegensatz ihrer persönlichsten Empfindungen, die fein verästelt ihre Gesamtbestrebungen durchziehen, zu den Forderungen der Außenwelt, ihr Unermüden, sich und ihre weiblich verwöhnten Instinkte einer Notwendigkeit und höherer Menschenpflicht unterzuordnen, bildet das Gemeinsame ihres gedanklichen Inhaltes. Insbesondere war mir daran gelegen, an das heikle Problem zu rühren, das weich und heiter in dem Mädchenherzen beginnt und später versteinert hart und undurchdringlich in der Tiefe der Weibseele endet. Sein Schlagwort lautet: Sinnliche Mädchen, unbefriedigte Frauen. Woher dieser Gegensatz, der uns überall begegnet, nicht nur in der Gesellschaft — Das wäre als Symptom zu wenig —, sondern auch in den ernstesten und gebiegensten Büchern aus Frauenfedern, jenen schmerzlichen Bekenntnissen, die wie aus tiefsten Gründen geschöpft scheinen und deren Echo geheimnisvoll und bang in unserem eigenen Erleben widererklingt? Woher kommt es, daß wir Das, was wir mit bebenden Mädchenhänden aufbauen, jenen Dom von Glauben und Glücksmöglichkeiten, durch eine verächtliche Bewegung der beringten Hand umzustößen vermögen und skrupellos, neue Reizungen suchend, weitergehen, vielleicht untergehen? Ist doch in gewisser Beziehung jedes Weitergehen der verheirateten Frau von dem einmal erwähnten Mann ein Untergehen: denn was die Natur als wichtigste Kraft in ihren Organismus gelegt hat, ist in seiner frischesten und frühesten Bethätigung dem Untergange geweiht. Die Ursache dieser Erscheinung, die wie eine schillernde Giftblume über den Bestrebungen der modernen Emanzipation in die Höhe gestiegen ist, scheint mir in der absurden Mädchenerziehung zu liegen, die mit großem Erfolg darauf hinarbeitet, die natürlichsten körperlichen Vorgänge zu einer Art verbotener geistiger Beschäftigung zu machen. Das weibliche Wesen beutet seine gesunden Instinkte für Traumphantome aus und tritt der Wirklichkeit ermüdet, befangen und kräfteelos gegenüber. Um so mehr aber werden der Frau die Erwartungen ihrer irrgeliteten und auf die eine Sache erzogenen und fixierten Gedanken zur Wichtigkeit; sie ist überzeugt, daß die Hauptbeschäftigung zweier zur Ehe verbundenen Menschen das „Lieben“ sei und daß die Befriedigung ihrer Sinne das einzige feste Band zu dem erwählten Manne bilden könne. Das Mittel wird zum Zweck; und der Zweck, die innere Einheit zweier aufbauenden Kräfte, wird völlig vergessen. Doch überall, wo ernste Pflichten sind, wo eine Aufgabe, ein Ziel erkannt wird, ist der Boden zu segenvoller Frucht bereitet. Leben ist Thätigkeit. In der Ehe mehr noch als in irgend einem anderen Menschenberuf befehlt das Gesetz: das von der Natur dervererbte Glückvermögen zu „erwerben, um es zu besitzen“. Frauen und Mütter, die „unbefriedigt“ dahinleben, gleichen den Thyrinnen, die ihrer Dellämpchen bei tändelnden Spielen vergaßen und im Dunkel standen, als sie der Herr zum Feste des Lebens lud.

Italienische Novellen. Leipzig, Insel-Verlag. Zwei Bände à 3 Mark.

Die italienische Novellenliteratur hat eine lange Blüthe gehabt; vier Jahrhunderte hindurch hat sie klassische Werke hervorgebracht. Der Grund ist: gleich bei ihrem Beginn schuf der große Künstler Boccaccio, als er aus der Anelbete die Novelle entwickelte, technisch so vollendete Beispiele, daß selbst der aristotelische Befehlgeber der Novelle, Francesco Bonciani, in seiner viel späteren Zeit doch in keinem Stück theoretisch über seine Praxis hinauskommen konnte. Das gesunde Stilgefühl der Italiener und die hohe Verehrung, die Boccaccio neben Dante und Petrarca als Sprachschöpfer genoß, verhinderten die Novellisten lange, von diesem großen Beispiele abzuweichen; auch zur Zeit des Schwulstes wurden immer noch Stücke im klassischen Stil geschrieben und definitiv abgeschlossen wurde die gute Zeit erst unter dem englischen Einfluß, der in anderen Ländern ja umgekehrt zu Natur und Einfachheit zurückgeführt hat. Sogar der Kreis der Motive und Stoffe ward von den Nachfolgern Boccaccios kaum erweitert: immer wieder werden Thaten ritterlicher Großmuth, naiver und edler jugendlicher Liebe, pöflicher Schlaueit, weiblicher List und übermüthiger Zopperei der Dummen erzählt. Der Deutsche, der ein Hauptgewicht auf die Charaktere der handelnden Personen legt, wundert sich über die ewige Wiederholung der selben Typen: der sinnliche, geliebene Pfaffe, die verliebte, nie um Auskunft verlegene Frau, der unerfrochene Liebhaber, der betrogene Ehemann, der angeführte Dummkopf, die edle, kindliche, tapferere Jungfrau, der vornehme, hochgefitzte Jüngling, der weise und stolze Herr, und so weiter, — das ganze Personal der alten französischen Verschwänke, die Italien die meisten Motive geliefert haben. Und was noch merkwürdiger ist, bis zum Ende (wenn man die Richtung des Schwulstes annimmt) ohne jeden Einfluß der inzwischen doch sehr veränderten Zeitverhältnisse: noch im achtzehnten Jahrhundert herrscht in der italienischen Literatur die selbe ritterliche und höfliche Gesinnung wie in Frankreich im zwölften und die Gefühle wurden noch nach den Ständen scharf unterschieden. Wenn man die französische Prosa dichtung einmal genauer untersuchte, die ja sehr mühsam zu erforschen ist, weil in ihr die langausgehenden Romane überwiegen, so würde man auch da bis zum Durchdringen des englischen Einflusses die höfliche Gesinnung vorwiegend finden; nur hat sie hier keine klassischen Werke geschaffen, denn die stereotype Psychologie macht die Romane ungenießbar, weil wir hier größere Mannichfaltigkeit verlangen müssen, während sie für die Novelle ganz vortheilhaft ist, denn diese will nur einen Vorgang erzählen und erspart, genau wie das Lustspiel, durch Verwendung feststehender Typen dem Leser viel Kraft für ihren wesentlichen Zweck. Aus dieser Anebenung kann man sich auch erklären, weshalb heute die Novelle in Verfall gerathen ist und an ihre Stelle der Roman tritt, für den bis jetzt doch noch keine feste Kunstform gefunden ist und der vielleicht immer nur Halbkunst bleiben wird.

Ich stand in meiner Jugend, wie wohl fast Alle der heutigen männlichen Generation, unter dem Einfluß der naturalistischen Aesthetik und der damit eng zusammenhängenden politischen, sozialen, philosophischen und ethischen Theorien. Mit einem lebhaften Trieb zum Drama versuchte ich Jahre lang auf diesen Grundlagen die Konstruktion einer Tragoedie, scheiterte aber immer, weil außer der

Möglichkeit der bloßen Banalität, die heute unsere Bühne beherrscht und es etwa tragisch findet, wenn ein gutmüthiger Fuhrmann ein böses Weib heirathet, nur zwei Möglichkeiten blieben: die bitterböse, zwischen dem Bächerlichen und Traurigen schwankende Art, wie meine Stücke „Pumpensbagasch“ und „Chambro séparés“ und in vorzüglicher Weise, aber von einem ganz unedlen Standpunkt aus, Frank Wedekinds Dialoge sie zeigen; oder die Darstellung und Lösung der Konflikte von einem Standpunkt aus, wo er in Wirklichkeit schon gelöst ist, weil der tragische Konflikt ja überhaupt nur in einer falschen psychologischen Perspektive der handelnden Personen liegt, was ich in „Wenn die Blätter fallen“ und „Der Tod“ und mit anderen Mitteln Maeterlinck vor „Monna Vanna“ versuchte. Beide Möglichkeiten, nebst der dritten, die heute unsere Bühne beherrscht, sind ganz undramatisch. Da das Problem in der Auffassung des Stoffes lag, kam ich ganz natürlich dahin, eine novellistische Darstellung von Stoffen zu versuchen, um zu sehen, wie sich dabei die Auffassung bewähren würde. Auch hier kam ich bald zu der Erkenntniß, daß eben so wenig wie das Drama die Novelle möglich ist und nur, was man heute „Skizze“, „Studie“ und „Erzählung“ nennt, übrig bleibt. Vielleicht kann man philosophisch die Hemmungen unserer unglücklichen Zeit überwinden, die für den Künstler keine andere Möglichkeit übrig zu lassen scheint als leeres Virtuositenthum und Arbeiten an hohlen Schalen, die niemals einen Trunk aufnehmen werden, unsere dürstenden Mitmenschen zu erfrischen; ich Unphilosophischer rettete mich zunächst in die Vergangenheit und zu den klassischen Mustern, hier mich zu erholen und zu lernen. Die erste Frucht dieses Suchens in der Vergangenheit ist meine Auswahl alter italienischer Novellen. Ich möchte sie Jedem, der gleich mir zu einem scheinbar ausweglosen Ende gekommen ist, empfehlen; vielleicht zeigt die Lecture auch ihm die Aussicht auf Erlösung. Die beiden Bändchen enthalten, obwohl der Inhalt nach der Zeit der Verfasser geordnet ist, nur solche Novellen, die mir klassisch schienen, also keine Stücke von den schwülstigen, übertreibenden und komplizirenden Autoren; wer ein mehr historisches Interesse befriedigen will, wird also besser thun, sich an die ältere Sammlung von Keller zu halten, die alle Richtungen berücksichtigt; außerdem habe ich nur bisher unübersetzte Stücke aufgenommen, zum Theil solche, die auch im Original selten zu haben sind; nur bei zwei oder drei Novellen fand ich nachträglich, daß sie schon in deutscher Sprache vorliegen. Boccaccio fehlt aus diesem Grund ganz. Novellen, die bei unsren veränderten Anstandsbegriffen ^{heute} anstößig wirken, sind, in den Formeln nicht gehalten, ohne für ... Zimperliche ist sie, wie jede klassische Literatur, trotzdem nicht geeignet. Ich würde mich freuen, wenn die Bändchen, die der Verlag liebevoll ausgestattet hat, in recht vieler Hand kämen und dem Einen oder Anderen von den müden und gepeckten Menschen unserer Zeit einige Stunden der Freude und des vergebenden Glückes bereiteten; diese Wirkung erreichen zu können: darin besteht die wesentlichste Kunst der guten alten Erzähler.

Vichterfelde.

Dr. Paul Ernst.



Fleischnoth.

Erstens: Die amtliche Statistik ergibt für das Deutsche Reich:

	Bevölkerungszahl:	Rindviehbestand:	Schweinebestand:
im Jahre 1900	56 Millionen	18,9 Millionen	16,8 Millionen
" " 1883	46 "	15,7 "	9,2 "
Zunahme	10 "	3,2 "	7,6 "
gleich	22 Prozent	21 Prozent	82 Prozent.

Beim Rindviehbestand tritt zu der ziffermäßigen Vermehrung noch eine durchschnittliche Lebendgewichtszunahme von zehn Prozent. Und die liberalen Zeitungen brüllen seit Wochen ins Land hinaus: Die deutsche Landwirtschaft ist nicht im Stande, die heimische Viehzucht in einem dem Bevölkerungszuwachs entsprechenden Maße zu steigern!

Zweitens: Die deutsche Handelsstatistik sagt: An Schlachtvieh und an Fleisch wurden nach Deutschland importirt:

Lebendes Vieh:	im ersten Halbjahr 1901:	im ersten Halbjahr 1902:
Rühe	32 660 Stück	45 548 Stück
Stiere	3 938 "	5 276 "
Ochsen	31 968 "	35 096 "
Jungvieh	33 826 "	42 306 "
Kälber	12 408 "	20 173 "
Schweine	37 737 "	35 036 "
Zusammen	152 532 "	183 430 "
Schlachtprodukte:		
Frisches Fleisch	109 968 Doppelcentner	162 704 Doppelcentner
Bepökeltes Fleisch	40 193 "	55 357 "
Speck u. Schinken	55 472 "	68 473 "
Zusammen	205 533 "	286 544 "

Diese Einfuhr vertheilt sich auf ein Duzend Exportländer. Aber die liberalen Zeitungen brüllen: Die deutschen Grenzen sind gegen die Vieh- und Fleischeinfuhr gesperrt!

Drittens: Die jüngsten Viehmarktberichte von den wichtigeren deutschen Märkten lauten:

	Marktverlauf:
Berlin, den 30. August:	ruhig.
Breslau, den 27. August:	langsam.
Magdeburg, den 29. August:	flau.
Dresden, den 1. September:	langsam.
Leipzig, den 1. September:	langsam.
Zwickau, den 1. September:	sehr langsam.
Hamburg, den 1. September:	ruhig.
Dortmund, den 1. September:	langsam.
Mannheim, den 1. September:	mittelmäßig.

Marktverlauf:

Stuttgart, den 30. August:	ziemlich.
Nürnberg, den 27. August:	flau.
Köln a. Rh., den 1. September:	flau.
Elberfeld, den 1. September:	flau.
Essen a. R., den 26. August:	langsam.

So geht es seit vielen Monaten; man begegnet unter Dutzenden von Berichten kaum einmal der Notiz: flotter Verkehr, kein Ueberstand. Aber die liberalen Zeitungen berichten: Die Fleischer müssen die Geschäfte schließen, denn es ist kein Schlachtvieh da!

Viertens: Die amtliche Preisstatistik ergibt für den in Deutschland maßgebenden berliner Centralviehmarkt als Jahresdurchschnittspreis bei Schlachtrindern im Großhandel:

1890	119	Mark	pro	Doppelcentner
1891	120	"	"	"
1892	117	"	"	"
1894	119	"	"	"
1895	119	"	"	"
1899	116	"	"	"
1900	119	"	"	"
Erstes Halbjahr 1902	116	"	"	"

Aber die liberalen Zeitungen brüllen: Ein unerhörter Viehwucher wird, begünstigt durch den Produktionsmangel und durch die Grenzsperrre, von den Agrariern getrieben!

Fünftens: Es kosteten:

	1900:	1902:	Also Steigerung:
Amerikanisches Schmalz, Marke Wilcox, un- verzollt im Juli	36,60 M.	54,25 M.	— 47 Prozent,
Schweine:			
in Chicago	Juni 5,10 D.	7,40 D.	— 32 "
" Kopenhagen	Juli 32,15 Kr.	43,55 Kr.	— 35 "
" Berlin	" 48,12 M.	59,25 M.	— 23 "
" Amsterdam	" 24,10 G.	29,5 G.	— 22 "
" Paris	Juni 38,10 F.	44,4 F.	— 17 "
" Wien	" 86, 5 S.	100,5 S.	— 16 "

Aber die liberalen Zeitungen rufen: Öffnet nur die Grenzen und laßt das Schweinefleisch herein, das in nicht verzehrbaren Mengen zu Spottpreisen im Auslande liegt!

Diese Proben der Sachkenntniß — oder der Wahrheitliebe — der liberalen Zeitungschreiber mögen genügen. Die einzige Begrenzung der Vieh- und Fleisch-einfuhr, die in Deutschland überhaupt existirt, besteht gegenüber Rußland. Hier ist die zulässige Einfuhr auf jährlich 70 000 Schweine für oberösterreichische Schlachthäuser kontingentirt. Aus allen anderen kontinentalen oder überseeischen Län-

bern darf entweder lebendes Vieh oder dürfen Schlachtprodukte in beliebigen Mengen nach Deutschland importirt werden. Die Beschränkung der Einfuhr aus Rußland ist vor mehr als zehn Jahren wegen schwerer Viehseuchenausbrüche verfügt worden. Diese Ursache besteht aber auch heute noch. Die letzte russische Viehseuchen-Statistik ergiebt für das europäische Rußland:

Sibirische Pest	2933	Verseuchungsfälle,
Schweinepest und Rothlauf .	8990	"
Maul- und Klauenseuche . .	114 725	"

Die Kontingentirung der Einfuhr hat den Zweck, eine Garantie dafür zu schaffen, daß die Einfuhr nur aus den nächstgelegenen, veterinärpolizeilich besser zu kontrollirenden Grenzbezirken erfolge.

Im Verkehr mit Oesterreich-Ungarn, das Rindschlachtvieh beliebig importiren darf, besteht nur die Vorschrift, daß Schweine nur als geschlachtete Thiere importirt werden dürfen. Auch hierfür ist die Seuchengefahr maßgebend. Die amtliche österreichisch-ungarische Seuchenstatistik meldete eine Verseuchung am Schluß des letzten Quartals:

erste Juniwoche 1902: 1779	Ortschaften mit Schweinepest,
" Juliwoche " 2210	" " " "

Die durch Einschleppung der Schweinepest aus Oesterreich und der Maul- und Klauenseuche aus Rußland vor Erlass dieser Verfügungen der deutschen Landwirtschaft verursachten Viehschäden betragen eine Milliarde Mark. Wer dient den wahren Interessen der deutschen Konsumenten besser: der Viehseuchenimporteure oder der Volkswirth, der durch die nöthigsten Schutzmaßnahmen dafür sorgen will, daß das deutsche Vieh, statt an Seuchen zu krepiren, seine Bestimmung zur Konsumversorgung erfüllen kann?

Außer den besprochenen nöthigsten Schutzmaßnahmen besteht eine Sicherungsvorschrift noch gegen die dänische Rindereinfuhr. Die Dänen betreiben den Export tuberkulösen Schlachtviehs nach Deutschland als Spezialität, denn Deutschland ist überhaupt das einzige Land Europas, das lebendes dänisches Schlachtvieh zu importiren gestattet. Um nun eine einigermaßen ausreichende Kontrolle zu ermöglichen, ist hier seit fünf Jahren verfügt, daß das dänische Schlachtvieh in den deutschen Einfuhrhäfen eine Quarantaine durchzumachen hat; während dieser Zeit wird es der Tuberkulinprobe unterworfen. Hierbei als krank sich erweisendes Vieh muß nach Dänemark zurückgeschafft werden; das anscheinend gesunde darf in den freien Marktverkehr des Inlandes übergehen. Von dem so auf seine Gesundheit geprüften dänischen Schlachtvieh erwiesen sich im Jahr 1900 nach der Schlachtung im Inlande dennoch als tuberkulös:

in Dortmund	80	Prozent
" Elberfeld	40,3	"
" Essen	35,8	"
" Lübeck	34,8	"
" Bielefeld	34,2	"
" Köln	32,8	"
" Kiel	30,7	"
" Flensburg	28	"
" Herlohn	25,7	"
" Berlin	25	"

Des Räthfels Lösung war: die dänischen Exporteure hatten die deutschen Behörden dadurch getäuscht, daß sie die Tuberkulinprobe schon vor dem Export in Dänemark vorgenommen hatten, was die Reaktion bei der unmittelbar folgenden zweiten Probe in Deutschland verhindert. Die Händler forderten nun, die Quarantaine solle als nutzlos ganz abgeschafft werden. Die deutschen Konsumenten aber, die Tuberkelbraten nicht gern essen, werden mit uns verlangen: die Beobachtungszeit muß auf vier Wochen ausgedehnt werden, um den dänischen Schwindel unmöglich zu machen.

Ich fasse zusammen: Außer den nöthigsten Vorsichtsmaßregeln giebt es kein Hinderniß einer beliebig zu erweiternden Vieh- und Fleischeinfuhr. Diese Einfuhr hat sich thatsächlich beständig gesteigert. Die gegentheiligen Behauptungen der Händler und Fleischer sind unwahr. Daß trotz gesteigerter heimischer Viehzucht in diesem Jahr ein Rückgang in der Zahl der Schlachtungen in Großstädten und Industriebezirken beobachtet wird, findet seine Erklärung theils in der gesteigerten Fleischnzufuhr aus dem Auslande, theils aber in der vielfach vorhandenen Arbeitslosigkeit dieser Bevölkerungskreise. Wer nichts verdient, kann sich Fleisch überhaupt nicht leisten, auch wenn es — was für Rindfleisch ja vorhin nachgewiesen wurde — billiger ist als früher. Ihn berührt also auch nicht die bei Schweinen thatsächlich vorhandene internationale Preishebung, die eine Folge des amerikanischen Fleischtrustes ist und gegen die daher auch die — thatsächlich gestiegene — Einfuhr kein Heilmittel sein kann.

Zuletzt war die „Fleischnoth“ im Hochsommer 1899 in Deutschland gesehen worden; dann verschwand sie plötzlich, man wußte nicht, wohin. Wirklich zum Opfer gefallen sind ihr, bei ihrem jetzt erneuten Auftauchen, nur die posener Fleischer. Der posener Oberbürgermeister hatte, der „großen Noth“ zu steuern, durch die berliner landwirthschaftliche Centralstelle einige Waggons Schweine nach Posen schaffen lassen und außerdem die Fleischeinfuhr aus benachbarten Ortschaften angeregt. Und jetzt erklären die posener Fleischer in der Posener Zeitung wörtlich und mit Namensunterschrift: „Wir sitzen auf unseren unverkäuflichen Vorräthen fest, die dem Verderben anheimfallen. Wer wird uns dafür entschädigen?“ Hoffentlich Niemand; denn ein dreisterer Schwindel als die diesjährige „Fleischnoth“ ist noch selten erlebt worden.

Edmund Klapper.



Freisinnige Toleranz.

Nicht meine Schuld ist's, daß ich den Lesern heute schon wieder die Beschäftigung mit dem deutschfreisinnigen Chm Träger, dem Anwalt der Genossenschaften, zumuthen muß. Wenn man sich aber in der berliner Burgstraße nur damit beschäftigt, die Schluckhaufe in Dortmundern zu inszeniren, die Lombarden zu steigern und die angebliche Krankheit des Herrn Schwab zu besprechen, während in Kreuznach Herr Dr. Träger den Erzengel mit dem Flammenschwert spielt, dann darf die Wahl des Wochenthemes nicht zweifelhaft sein. Das Ergebnis der kreuznacher Tagung des Verbandes der deutschen Erwerbs- und

Wirtschaftsgenossenschaften ist der Ausschluß von 98 Genossenschaften, die sozialdemokratische Tendenzen in den Verband hineingetragen haben sollen. Wer die Verhandlungsberichte liest, wird erkennen, daß diese Ausweisung sich nicht auf gewichtige Gründe stützt, sondern auf Phrasen. Den angegriffenen Konsumvereinen wurde die Möglichkeit ausreichender Vertheidigung abgeschnitten; als der Antrag sie auszuschließen, angenommen war, hatte der Genossenschaftsanwalt endlich erreicht, was er längst schon erstrebte. Seit Jahren bestehen ernste Differenzen zwischen der freisinnigen Verbandsleitung und den von Sozialdemokraten geleiteten Konsumvereinen; auf dem vorjährigen Genossenschaftstag war es noch einmal zu einem Waffenstillstand gekommen. Der stettiner Abgeordnete Friß Perbert sagte damals in der „Neuen Zeit“: „Wir verfolgen nicht andere Ziele als die Pflege und Ausbreitung der Konsumvereine und Herr Crüger wird schon gestatten müssen, daß wir unsere Ansichten vertreten. Er wird nicht wagen, deshalb einen Antrag auf Ausschluß zu stellen, denn Das wäre ein unerhörter Skandal.“ Nun haben wir den Skandal. Herr Crüger fürchtet ihn nicht; er ist der Bayard von Saint Manchester. Und die freisinnige Partei wird dieses neue Vorberblatt mit Stolz zeigen und sich auch künftig uncutwegt, voll und ganz für den Hort wahrer Glaubensfreiheit, für die erhabene Schützerin echter Toleranz ausgeben.

Herr Dr. Crüger, der ja das Genossenschaftsgesetz kommentirt hat, muß wissen, wie thöricht der Vorwurf ist, die Genossenschaften trieben Politik. Das Gesetz ist so vorsichtig gefaßt, daß jede Genossenschaft, die sich wirklich auf das politische Gebiet wagte, der Gefahr der Auflösung ausgesetzt wäre. Der Passus von der „Gefährdung des Gemeinwohls“ genügt staaterhaltenden Richtern vollauf zur Wahrung genossenschaftlicher Tugend. In Stettin — das eine Beispiel dürfte genügen — sind die Konsumvereinsleiter mehrfach bestraft worden, weil sie in der Generalversammlung gefragt worden waren, ob am ersten Mai die Verkaufsstellen geschlossen würden. Diese Fälle sind Herrn Crüger sehr gut bekannt; er weiß auch, daß die Breslauer und die Berliner lebhaft dafür agitirt haben, die Rechtsform der eingetragenen Genossenschaft namentlich deshalb nicht mehr anzuwenden, weil sie die durchaus nothwendige Verbindung mit der Gewerkschaftsbewegung erschwert; er weiß, daß der Abgeordnete von Elm, sein Gegner, diese Bestrebungen mißbilligt. Thut nichts: der Sozialdemokrat wird verbrannt.

Als Schulze-Delitzsch die von Victor Limé Huber zuerst nach Deutschland verpflanzte Idee der Genossenschaft aufnahm, wollte er sie benutzen, um dem Handwerk wieder aufzuhelfen. Seine nächsten Ziele waren: die Beschaffung billigen Kredites, der Zusammenschluß vieler Kleinen zu einer großen Organisation, gemeinsamer Einkauf der Rohstoffe. In den Rohstoffgenossenschaften lag schon der Keim zu den Konsumvereinen, die dem Kleinen Mann den billigen Bezug nicht nur der Produktion-, sondern auch der Lebensmittel ermöglichen. Diese Konsumgenossenschaften schienen Schulze besonders wichtig für die Arbeiterchaft, der er in seiner patriarchalischen Weise ein aufrichtiger Freund war; manche seiner Parteigenossen hofften freilich auch, mit diesen Konsumgenossenschaften die Arbeiter für den Nationalverein fördern zu können. Die Fortschrittsleute waren nie sehr weisfichtig und so merkten sie auch nicht, daß die verschiedenen genossenschaftlichen Bestrebungen auf die Dauer unvereinbar waren, weil ihre Zwecke sich eben nicht unter ein Dach bringen ließen. Noch heute glaubt ja Herr Dr. Crüger,

er könne in seinem Verband Kreditgenossenschaften und Konsumvereine friedlich unter einer Flagge vereinen. Die Kreditvereine sollen dem Mittelstande den Kampf ums Dasein erleichtern; diesen Zweck haben nach der Auffassung der Schulze-Epigonen noch jetzt wahrscheinlich alle Genossenschaften. Die Herren vergessen nur, daß seit ihres Heilands Tode die Struktur des Mittelstandes sich geändert hat. Die Schicht, deren Einkommen sich auf einer gewissen mittleren Linie bewegt, bestand früher aus wirtschaftlich selbständigen Elementen, kleinen Handwerkern, Kaufleuten, Fabrikanten. Denen aber hat die großkapitalistische Entwicklung die Mehrheit entzogen. Aus dem kleinen Handwerker wurde ein Fabrikmeister; der ins Proletariat hinabgestoßene Kaufmann suchte in Fabriken, Banken oder Warenhäusern Unterkunft. Diese Wandlung trieb zu einer Ueberwindung der Genossenschaftspolitik. Die Kreditgenossenschaften blieben im Dienste des kleinbürgerlichen Mittelstandes, leisteten in engem Rahmen sehr Tüchtiges, konnten aber nicht hindern, daß allerlei zweideutige Elemente sich in ihre Reihen drängten. Viele Kreditbanken, die sich namentlich in Berlin unter stolzer Firma aufthun, suchen im Grunde nur fetten Profit; sie zwingen den armen Teufel, mit kleinem Antheil einzutreten, wenn er gegen recht anständige Zinsen und Stellung eines Bürgen ein bescheidenes Stämmchen ausborgen will. Solche Kreditgenossenschaften dienen oft nur als Deckadresse für unsaubere Geldgeschäfte ihrer Direktoren, die im Besitze der meisten Genossenschaftsantheile sind. Und natürlich stellen gerade die Wortführer dieser minderwerthigen Kreditgenossenschaften ihre Mittelstandsfreundlichkeit, die Grundlage ihres gesetzlichen Existenzrechtes, am Liebsten zur Schau. Im Verband haben nun die Kreditgenossenschaften die Mehrheit und bekretieren einfach, die Förderung des Mittelstandes habe das Lebensprinzip aller Genossenschaften zu sein. Lauter als sie aber sprechen die Thatfachen. Der alte kleinbürgerliche Mittelstand haßt, mit Ausnahme eines Theiles der Handwerker, die Konsumvereine, — von seinem Standpunkt aus mit Recht, denn das Ziel dieser Vereine ist, nach Zusammenfassung möglichst vieler Konsumenten zu Engroßpreisen entweder beim Großhändler oder beim Fabrikanten zu kaufen, den Zwischenhandel also völlig auszuschalten. Sie thun, allerdings in volkswirtschaftlich rationellerer Weise, das Selbe wie die großen Warenhäuser. Die Konsumvereine sind besonders wichtig für den modernen Mittelstand, für das Angestelltenheer, das, bei knappem Lohn, auf Ersparnisse an Lebensmitteln, Kleidung und Miete angewiesen ist, noch wichtiger aber für die Arbeiterschaft, die unter den ungerechten Säumen der Einkommensvertheilung am Meisten leidet.

Ohne tiefer in das Thema einzubringen, will ich hier nur andeuten, daß in der Sozialdemokratie lange eine entschiedene Abneigung gegen Konsumgenossenschaften bestand, die auch heute noch nicht ganz überwunden ist. Eines Tages aber fand die Idee der Konsumvereine in der Partei Boden: die Gewerkschaftsführer griffen sie auf, weil sie ihnen die Gelegenheit zu praktisch ersprißlicher Arbeit zu bieten schienen. Das war für Schulzes Anhänger ein schlimmer Schlag, denn die bisher von ihnen vernachlässigte Konsumgenossenschaft gewann damit eine Bedeutung, die ihnen unangenehm wurde, weil sie ihre Spitze gegen den Mittelstand richtete. Die sozialdemokratischen Genossenschaftler brauchten diesem von allen Seiten verhätschelten Mittelstand nicht zu schmeicheln und sagten deshalb ganz offen, die natürliche Folge der Konsumgenossenschaftsbewegung werde

die Vernichtung der kleinen Händleregistenzen sein. Zwar seien, fügten sie hinzu, die Konsumvereine nicht stark genug, um die heutige Gesellschaftsordnung zu stürzen; die Keime zu einer höheren Organisation der Wirtschaft seien in ihnen immerhin aber fühlbar. Dieser Ansicht, die ja nur konstatiert, was ist, widersprach außer den Manchesterleuten Niemand; sie hat auch mit Parteipolitik nichts zu thun, denn es ist dem genossenschaftlich organisierten Landwirth, Beamten, Handwerker oder Kaufmann völlig überlassen, ob er antisemitisch, konservativ, liberal oder sozialdemokratisch wählen will. Als der Konsumgenossenschaft Angehöriger hilft er die Mängel unserer Wirtschaftsordnung überwinden und entzieht damit zugleich den Kreditgenossenschaften den Boden. Das paßt unseren Freisinnigen nicht. Aber ihr Schulze-Delitsch hat die Gründung solcher Genossenschaften angeregt; und noch nie ist eine Wahrheit dadurch aus der Welt geschafft worden, daß man auf ihre Verkünder mit Knüppeln einhieb.

Die angeblich sozialdemokratischen Genossenschaften haben aber noch eine andere Todsünde begangen: sie haben, um sich vom Fabrikanten nicht länger ausbeuten zu lassen, selbst zu produziren begonnen. Nach englischem Muster hat man in Leipzig, Hamburg und anderen Städten zunächst Mühlen, Bäckereien, Kaffeeröstereien, Selterswasser- und Limonadenfabriken, Fleisch-, Butter- und Schweibergeschäfte zu errichten. Solches Beginnen aber führt natürlich recta in den Zukunftsstaat. Was kümmerets den allein selig machenden Verband, daß erst durch diese Organisationen der Genossenschaftsgebäude eine die Massen lodende Werbekraft erhielt? Paul Göhre hat in der „Morgenpost“ einmal ausgerechnet, die Arbeit der vier großen Leipziger Konsumvereine habe bewirkt, daß jeder zwölfte Bewohner Leipzigs genossenschaftlich organisiert ist. Trotzdem hat man in Kreuznach den ganzen Verband der sächsischen Konsumvereine ausgeschloffen. Den Verbandsstranzen liegt im Grunde eben nicht daran, daß für die Genossenschaften gearbeitet, sondern daran, daß für die freisinnige Partei die Trommel gerührt wird. Plutus.



Notizbuch.

Rudolf Virchow ist am fünften September gestorben. Das Glück, das ihn von Schwelbein nach Berlin geleitet hatte, blieb ihm fast einundachtzig Jahre lang, blieb ihm bis zum letzten Lebendtag treu. Er starb ohne Qual, starb zur richtigen Stunde. Er hätte sich überlebt; er hatte der Menschheit nichts mehr zu sagen und das Riesenmonument seines Ruhmes fing längst zu bröckeln an. Noch einmal haben wir jetzt gehört, daß er der größte Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts, der größte Mediziner aller Zeiten, daß ihm als Pathologen, Ethnologen, Anthropologen kein Lebender, kein Meister älterer Epochen zu vergleichen war. Würder ward er der größte Sohn seines Volkes genannt, wieder behauptet, kein Sterblicher habe je der Menschheit solche Wohlthat erwiesen. Obwirs noch oft hören werden? . . . Als Virchow die Serumtherapie für eine Konsequenz seiner Lehre auszugeben versuchte, sagte Emil Behring, der Finder des neuen Diphtheriemittels, in der „Zukunft“: „Ich beneide Virchow um seine unvergleichliche Arbeitskraft, ich bewundere ihn wegen seiner Vielseitigkeit und ich verehere ihn als den großen Meister in den beschreibenden Naturwissenschaften auf makroskopischem und mikroskopischem Gebiet. Aber

seine auf die Lehre vom Zustandekommen der Krankheiten und von ihrer Heilung übergreifenden Theorien halte ich für Irrlehren, die wegen ihrer das ärztliche Handeln in falsche Bahnen leitenden Wirkung und wegen ihrer großen Verbreitung die schädlichsten sind, die man je ersinnen konnte. Aus diesem Grunde bekämpfe ich Virchow, den medizinischen Doktrinär und Theoretiker . . . Bekanntlich giebt es heute keinen wissenschaftlichen Mediziner mehr, der wagen würde, ernsthaft für eine andere Erklärung der Wirkungsweise des Chinins beim Wechselstieber einzutreten als für diejenige, an welche man nach Virchow „unmöglich glauben kann“ . . . Wenn ich die Zeichen der Zeit richtig deute, so beginnt man in den Ärztekreisen jetzt doch mehr und mehr, die Aufgabe des Mediziners darin zu sehen, daß er den Kranken Nutzen bringt, und weniger darin, daß von ihm über die Krankheit klug gesprochen wird. Virchows Verdienste liegen aber mehr auf dem Gebiete des klugen Sprechens als auf dem des Nutzens.“ Solche Stimmen wurden lange von den Hymnen der Gläubigen übertönt. Jetzt werden sie sich Gehör erzwingen; denn der unermüdbliche Organisationsgenosse eigener Ruhmes, der Beherrscher aller Ärztereine und Medizinmännerklänge ist tot und das gottähnliche Ansehen seines Namens kann die Kritiker nicht mehr von seinem Lehrgebäude scheuchen. Das ist ein Glück. Wenn Virchows Persönlichkeit auch alles Genialische fehlte, so war er sicher doch ein großer Gelehrter, der Alles wußte, was man in seinem Fach wissen kann, und den der steifste Grundzug des Wesens fast immer vor blendenden Fanatismen bewahrte. Aber er war zum Papst geworden; und Päpste passen nicht in die Republik freier Forschung. Der Mann, der als ehrfurchtloser Revolutionär begonnen und sich dem Nachwort keiner Autorität gebeugt hatte, lehnte seit Jahrzehnten Alles ab, was nicht in seinem Gärtchen gewachsen war: da nur sollte der Baum der Erkenntniß genießbare Früchte tragen. Das ist der Lauf der Welt; aus jungen Ketzern sind sehr oft schon unbarmherzige Inquisitoren geworden. Selten aber ward einem Mann vorgezogen, daß er fast alle ragenden Zeitgenossen bekämpft, mit ungeduldiger Handbewegung von seines Tempels Schwelle gewiesen hat. Virchow hat Bismarck, Marx, Darwin, Haeckel, Vogt, Bettendorfer, Koch, Behring, Lombroso und manchen Anderen befehdet; ohne Zorn, ohne Leidenschaft, deren Wirbelwind Größeren schon die Schwelte verflücht hat. Mit verächtlicher Geberde that er sie ab und das kühle, beinahe blindlose Auge suchte hinter der Brille dabei so ironisch, als wollte es sagen: Eigentlich ist's Thorheit, gegen solche Thorheit erst noch ins Feld zu ziehen. Und jedesmal brüllte dann die Schaar der Bacchanten: Evoë Virchow! Er durfte über den Darwinismus und die Bakteriologen, über den Schädel des Sophokles und die Kriminalanthropologie ungestraft Dinge sagen, die jedem Anderen Hohn eingetragen hätten. Das Urtheil wird sich anders gestalten, sobald der Lärm der Rektologie verhallt ist. Virchows anthropologische und — namentlich — ethnologische Studien haben schon früher durchaus nicht so allgemeine Anerkennung gefunden, wie man uns vorreden wollte; ernste, angesehene Gelehrte sagten von ihm, er habe blind und taub in seinem Zellengefängniß gefesselt und den Kopf nur durch die Stäbe gesteckt, wenn das Geräusch neuen Lebens ihn störte, das in der Wochenstube der Wissenschaft entbunden ward. Freilich: sie sagten es leise, weil sie keine Lust oder Zeit hatten, sich in einen Kampf zu stürzen, in dem tausend, abertausend treue Lanzenknechte den Feldherrn vertheidigt hätten. Nun werden sie lauter sprechen. Die Zellulärpathologie, die Lehre von den Entzündungen und Geschwülsten, der ganze Virchowismus wird, ohne Furcht vor einer grausam zu

ahnenden Majestätoerhebung, nun geprüft, bis in die Fundamente hinein durchleuchtet werden. Die Wissenschaft und die Kunst der Ärzte kann endlich wieder in Fluß kommen. Man wird sich erinnern, daß Virchow dem Verlangen, dem Hygieniker ein besonderes Lehrgebiet an den Hochschulen einzuräumen, feindsällig entgegentrat, und dem Nutzen erweisen, den die Neuerung bis jetzt schon gebracht hat; man wird fragen, welche ungeheure Leistung ihm in den letzten vierzig Jahren seines Lebens denn eigentlich gelungen sei. Aus den Nekrologen ist nicht zu erkennen. Da findet man nur Worte, das matte Echo der Festbenederei, die bei hundert Virchowfeiern früher schon auf den Markt gebracht wurde. Da hört man wieder die alte Lüge, er habe das Wort „Kulturkampf“ erfunden, das er in Wahrheit doch Lassalles Ausspruch über Leipzig entlehnte. Da liest man zwei Aussprüche, die „den ganzen Mann kennzeichnen“ sollen: „Ein Leben voll Mühe und Arbeit ist keine Last, sondern eine Wohlthat.“ „Bildung, Wohlstand und Freiheit sind die einzigen Garantien für die dauerhafte Gesundheit eines Volkes.“ Binsenweisheit, die auch aus dem Schafkästlein eines braven Ranzleirathes stammen könnte. Da wird erzählt, daß Virchow früh — immerhin, Ihr Vober, doch erst nach Barrentrapp und Wiebe und lange nach dem in Buzslau, Prag und England gegebenen Beispiel — die Kanalisierung deutscher Städte gefordert, ausgezeichnete Monographien veröffentlicht habe und ein den Durchschnitt beträchtlich überragender Lehrer gewesen sei. Das ist gewiß richtig, genügt aber nicht, um eine Begeisterung zu erklären, die in jedem Semester mindestens einmal in Deutschland ausbrach. Wer nicht heucheln, einer den Censoren unbequemen Wahrheit nicht aus dem Weg gehen will, Der darf nicht verschweigen, daß Virchows Ruhm bis zu den Sternen getragen wurde, weil er sich der Fortschrittspartei angelobt hatte und ihr mit anerkennenswerther Beständigkeit auch in schlimmen Tagen die Treue hielt. Die Macht der Partei ist gebrochen, aber die freisinnige Presse herrscht und thront noch heute; und nur, was in diesen Münzstätten geprägt wird, bringt als vollwertiges Umlaufmittel ins Ausland. Begraben, unter Holzpapierbergen begraben ist längst die alte Anshuldigung, Virchow habe die Grundlage seiner Cellularpathologie dem dreizehn Jahre früher veröffentlichten Werk des schottischen Pathologen John Goodsir entnommen, vergessen der ganze Prioritätsstreit, der sich an den Vorwurf des Plagiates knüpfte und in den Robin mit sehr einleuchtenden Argumenten eingriff, um Goodsirs Leistung gegen Virchows Anspruch zu sichern, verschollen auch die einst so laute Frage, ob mit dem berühmten *Say omnis cellula e cellula* denn viel mehr bewiesen, der Menschheit viel mehr genützt sei als mit dem Trost aus dem Urdotterhausrath, daß alles Lebende aus dem Ei erwächst. Kein Zweifel war, auch der schüchternste nicht, noch erlaubt; nur durch das Medium der liberalen Presse durfte man den Helben sehen. Der Stolz dieser Presse auf ihn war beinahe rührend. Sie konnte ihn, der selbst gesagt hatte, die politische Arbeit sei ihm Erholung von ernsterem Mühen, in der letzten Zeit ja nicht mehr für einen großen Politiker ausgeben; doch jedes Verdienstchen, das er sich als gestrenger Kalkulator in der Rechnungskommission des Landtages erwarb, wurde wie eine Heroenthat gepriesen. Und der so Bergottete hatte zum Politiker doch wirklich gar kein Talent. Das beweist nicht nur der Abrüstungsantrag, den er stellte, als gerade die Stunde schlug, die Preußen die Waffen, zur blutigen Lösung des Einheitproblems rief, und noch weniger die Thatfache, daß er schroffer als irgend ein Anderer den Minister Bismarck bekämpft hat. Er hatte das gute Recht, ihn noch viel heftiger anzugreifen

— eine starke Opposition von schöpferischer Ideenkraft hätte dem bismarckischen Genies nur genügt —, aber er durfte ihn nicht so verkennen, nicht so hochmütig unterschätzen, daß er in Kinderliedern als der Mann fortleben wird, der dem die Einigung der deutschen Stämme bestimmenden Ministerpräsidentenjurie: „Herr von Bismarck hat gar keine Ahnung von einer nationalen Politik. Das ist ja eben der große Vorwurf, Das ist die Schwäche seiner Position, daß er seiner ganzen Entwicklung nach kein Verständnis für nationales Wesen hat.“ Er sah nur Dogmen, nicht Menschen, nicht Nothwendigkeiten. Als Prophet und als Warner hat Virchow fast immer geirrt; er war stets auf der falschen Seite und der Fluch der Unfruchtbarkeit heftete sich an seine Fersen. Für einen in die Politik verschlagenen Arzt lag die Verjuchung nah, der Enträthselung sozialer Probleme seine ganze Kraft zuzuwenden: Virchow wantte und wich niemals vom Standpunkt bequemer Bourgeoispolitik. Den Naturforscher mußte es zur Untersuchung des Uebels treiben, an dem unsere groteske „Kultur“ krankt, mußte die große Frage beschäftigen, ob die öffentlich noch immer proklamirte Sittlichkeitslehre nicht längst brüchig und unbrauchbar geworden sei: Virchow begnügte sich mit den Flitterwonne des Kulturkampfes. Die höchste Kultur schien ihm dem Deutschen Reich gesichert, wenn das Programm der Fortschrittspartei durchgeführt wurde. Und das mußte eines Tages ja zur Geltung kommen, spätestens, wenn der Kronprinz den Thron bestieg. Der Kronprinz! Der pathologische Anatom ahnte nicht, daß schon 1870 Albrecht von Stosch an Gustav Freytag geschrieben hatte: „Der ganze Verkehr mit den Liberalen ist dem Kronprinzen nur dadurch angenehm, daß Diese ihm die Cour machen und er sich dadurch als eine Art Macht fühlt.“ Trotz der geringen Leistung aber zeigte die Partei sich dankbar; ihre Organe, die kaum von Darwin, selten von Helmholtz, nie von Mach sprechen, die für Haedel lange nur Hohn, für Pasteur nur kühle Anerkennung hatten, riefen von früh bis spät den Namen des unermülichen Schivelbeiners über die Dächer. Nun ist der Vielgeschäftige tot und es wird vielleicht nicht allzu lange mehr dauern, bis man das Postament seines Ruhmes von den Papierbergen aufhaltbareren Grund trägt. Doch Virchow braucht keine künstliche Erhöhung, um über das Mittelmaß hinauzugreifen; er kann, wie sein Satanas Bismarck, auch ohne Retourche vor der Nachwelt bestehen. Ein unermülicher Mann von ganz ungewöhnlicher Begabung, ein Polyhistor, der seine Fächer bis ins dunkelste Winkelchen kannte, bleibt der Bewunderung würdig, auch wenn die Legende verklungen ist, die aus ihm den an Erfolgen reichsten Forscher, den größten Beglückter des Menschengeschlechtes machen wollte.

Stoschs Name wurde genannt. Das Urtheil über diesen Mann, in dem Bismarcks Mißtrauen den Protektor und Kanzlerkandidaten der Fortschrittspartei mitterte, wird nach seinen — in der Deutschen Revue veröffentlichten — „Denkwürdigkeiten“ zu revidiren sein. Ein im Parteesinn Liberaler war Albrecht von Stosch sicher nicht. Als er Heinrich Friedberg zum ersten Mal über den Kronprinzen reden hörte, schrieb er an Freytag: „Mir ward, als ließe mir kaltes Wasser über den Rücken. Er sieht einen Zukunftshelden, wo ich guten Willen, aber unklare Phantastik finde; er bildet sich ein, den Herrn lehrreich zu behandeln, und erzählt mir vor, was er ihm Alles sagt, während ich die Ueberzeugung habe, daß der Herr ihm gar nicht folgen will“. Schon damals wurde der Kronprinz auch von Gesslen bearbeitet, der 1870 an Stosch schrieb: „Sie wissen ja, daß ich bei politischen Materien eine Hilfe habe, die Ihnen bei mili-

türkischen fehlt, nämlich die Kronprinzessin. Sie hat alle meine Aufsätze sofort mit ihrem Mann gelesen und durchgenommen und gewöhnt ihn dadurch, aus den liberalen Abstraktionen sich die Dinge im praktischen Detail zu denken.“

Vor einem halben Jahr wurde hier, nicht zum ersten Mal, von den Mängeln unserer Diplomatie gesprochen. Unsere Diplomaten sind weder dazu erzogen noch geneigt, sich eifrig um das Zellenleben fremder Wirtschaftsorganismen zu kümmern. Gewöhnlich wissen sie nicht einmal zu Hause Bescheid, ahnen nichts von den Bedingungen der Produktion und des Absatzes, halten alles Bankgeschäft für höheren Schwindel und können nur verbindlich lächeln, wenn sie von Saluta und Arbitrage, von einem geplanten Pool oder einer drohenden Geldknappheit hören. Sie sind im Stande, sich in drei Sprachen korrekt auszudrücken, haben gute Manieren, sind im Völkerrecht, das unter den wissenschaftlichen Disziplinen die Astrologie ersetzt hat, einigermaßen bewandert und geben sich Mühe, den Klatsch der Hofgesellschaft brüderlich in die Heimath zu befördern. Nur ein gläubiges Herz wird einem Fürsten Radolin zumuthen, er solle wissen, warum Frankreichs Massenindustrien auf dem Weltmarkt nicht konkurrenzfähig sind, oder dem Grafen in Wien, er solle die wirtschaftliche Bedeutung bosnischer oder dalmatinischer Bahnan schlüsse ermessen. Selbst die besten Botschafter und Gesandten wissen heutzutage höchstens, was die einzelnen Prinzen und Mandarinen können, ob ein Minister verschuldet, ein Fürst priesterlicher oder weiblicher Diplomatenkunst zugänglich ist, und kennen ungefähr wenigstens die Kanäle, die in die cloaca maxima der öffentlichen Meinung münden. Damit aber, mit glanzvoller Repräsentation und der Fähigkeit, in fürstlichen Ehrenquadrillen seinen Mann zu stehen, darf sich die Politik eines Industriestaates, der nach imperialistischer Expansion strebt, jetzt nicht mehr begnügen. . . Solches Urtheil schien Manchem ungerecht: noch immer umgibt ja die Junst der staatlichen Missionare der weihende Nimbus einer Geheimlehre, die der Exoteriker nicht zu entsleiern vermag. Jetzt hat Herr Rumm von Schwarzstein, des Deutschen Reiches Vertreter in China, mit schöner Offenheit den Landsleuten in Tientsin erzählt, in welcher Bereitschaft ihn 1900 die Ernennung zum Gesandten traf. „Ganze zehn Tage“, sagte dieser aufrichtige Diplomat neuester Schule, „blieben mir, um mich vom Großherzog zu verabschieden, um meinen Hausstand aufzulösen, meine Koffer zu packen, mich in Berlin abzumelden und mich, so gut es die kurze Zeit erlaubte, dort an der Quelle voll Weisheit zu saugen. Wußte ich doch von China nicht viel mehr, als was ich auf der Schulbank darüber gelernt und meistens auch schleunigst wieder vergessen hatte; höchstens hatte eine gelegentliche Vertretung des Referenten für China im Auswärtigen Amte mir einige oberflächliche Einblicke in die hiesigen politischen Verhältnisse gewährt, die nur darunter stark litten, daß ich die schwierigen Sachen mit Vorliebe auf sechs Wochen — Das heißt: bis nach Rückkehr des eigentlichen Referenten — zu vertagen pflegte.“ Habemus constantem reum. Dieses Bekenntniß, das in der Wilhelmstraße nicht gerade mit Jubel begrüßt worden sein mag, geht über Alles hinaus, was man bisher für möglich gehalten hatte. An höhere Forderungen, an das Postulat, ein Gesandter solle die wirtschaftliche Struktur des Landes, in dem er beurlaubt ist, bis ins Leben der winzigsten Zelle kennen, darf man da gar nicht mehr denken. Wir erfahren, daß in schwierigster Zeit, beim Aufbäumern einer Weltkrise, in das Reich, an das Deutschlands Zukunft geknüpft

werden sollte und in dem Deutschlands Macht schon engagirt war, als höchster Vertreter ein Mann geschickt wurde, der, nach eigener Aussage, von diesem Reich gar nichts, nicht das Geringste wußte, weder die Landessprache noch Geschichte und Psychologie der Chinesen je studirt hatte. Danach kann man sich vorstellen, wie die Auswahl für minder wichtige Posten getroffen wird. Der Leiter des Auswärtigen Amtes — der Kanzler, dessen erster Vortragender-Rath der Staatssekretär ist — sorgt also nicht einmal dafür, daß für die Hauptstellen des diplomatischen Dienstes gründlich vorgebildete Männer zur Verfügung stehen und die Nothwendigkeit vermieden wird, eine Mission ersten Ranges einem lebenswürdigen Herrn anzuvertrauen, der von dem Ort seines künftigen Wirkens nichts mehr gehört hat, seit er auf der Schulbank saß. Das hätte vor sechs Monaten noch die Bosheit selbst nicht zu behaupten gewagt.

Die erste That des Ministers Budde — die erste wenigstens, von der die harrende deutsche Welt hört — ist der folgende Erlass an die Eisenbahndirektionen: „Bei Reisen des Kaisers und der Kaiserin — sowohl in Sonderzügen wie auch in fahrplanmäßigen Zügen bei Benutzung besonders eingestellter Wagen — sind, sofern die Reisen aus offiziellen Anlässen geschehen, zum Beispiel den Kaisermanövern, auf den sämtlichen Stationen, die von diesen Zügen berührt werden, die Stationengebäude zu beslaggen, gleichviel, ob die Züge anhalten oder nicht. Bei den sonstigen Reisen ist das Beslaggen auf die Durchgangsstationen, auf denen der Zug hält, sowie auf die Anfangs- und Endstationen zu beschränken. Für beide Fälle ist Voraussetzung, daß nicht etwa die Reise wie insbesondere auch die Ankunft geheim bleiben soll, was in jedem einzelnen Fall ausdrücklich bekannt gegeben wird. Bei Reisen, die sich auf den Bezirk der berliner Stadt- und Ringbahn oder auf die Strecke zwischen Berlin-Potsdamer Bahnhof oder Stadtbahn und Wildpark beschränken, hat das Beslaggen der Stationengebäude stets zu unterbleiben, sofern nicht im Einzelfall vom Oberhofmarschallamt eine Beslagung als erforderlich bezeichnet wird.“ In solchen Fällen befehlt also, wie es scheint, das Oberhofmarschallamt, ohne sich erst an das Ministerium zu wenden, direkt die Beslagung. Der Erlass — an dem besonders zu rühmen ist, daß er nicht einmal für die Stationen, die ein Hofzug, ohne zu halten, durchfährt, Fahren fordert — zeigt mit den Patrioten schmerzender Deutlichkeit, wie beträchtliche Dinge Herr von Thielen seinem Nachfolger zu thun übrig gelassen hat.

Herr Roosevelt, der Präsident der Vereinigten Staaten, wäre auf einer Spazirfahrt beinahe aus seinem vierspännigen Landauer geschleudert worden, der mit einem Straßenbahnwagen zusammenstieß. Zum Glück kam er mit einer Beule davon. Als er den Motorführer zur Rede stellte, antwortete der feste Mann: „Es war mein Recht, so zu fahren, wie ich fuhr; und Ihre Pflicht war, aufzupassen und mit nicht in die Quere zu kommen.“ Unglückliches Land, wo ein Kutscher so zum Staatsoberhaupt sprechen darf! Dem Unfall, den der Präsident nach einer Viertelstunde verschmerzt hatte, folgte ein Depeschenwechsel, der wegen der verschiedenen Tonarten bemerkenswerth ist. I. „Gemeinsam mit allen Amerikanern preise ich die Vorsorge, welche Ihr Leben vor dem schrecklichen Unfall bewahrte. Wilhelm I. R.“ II. „Ich würdige höchstens Eurer Majestät Sympathietelegramm. Theodor Roosevelt.“